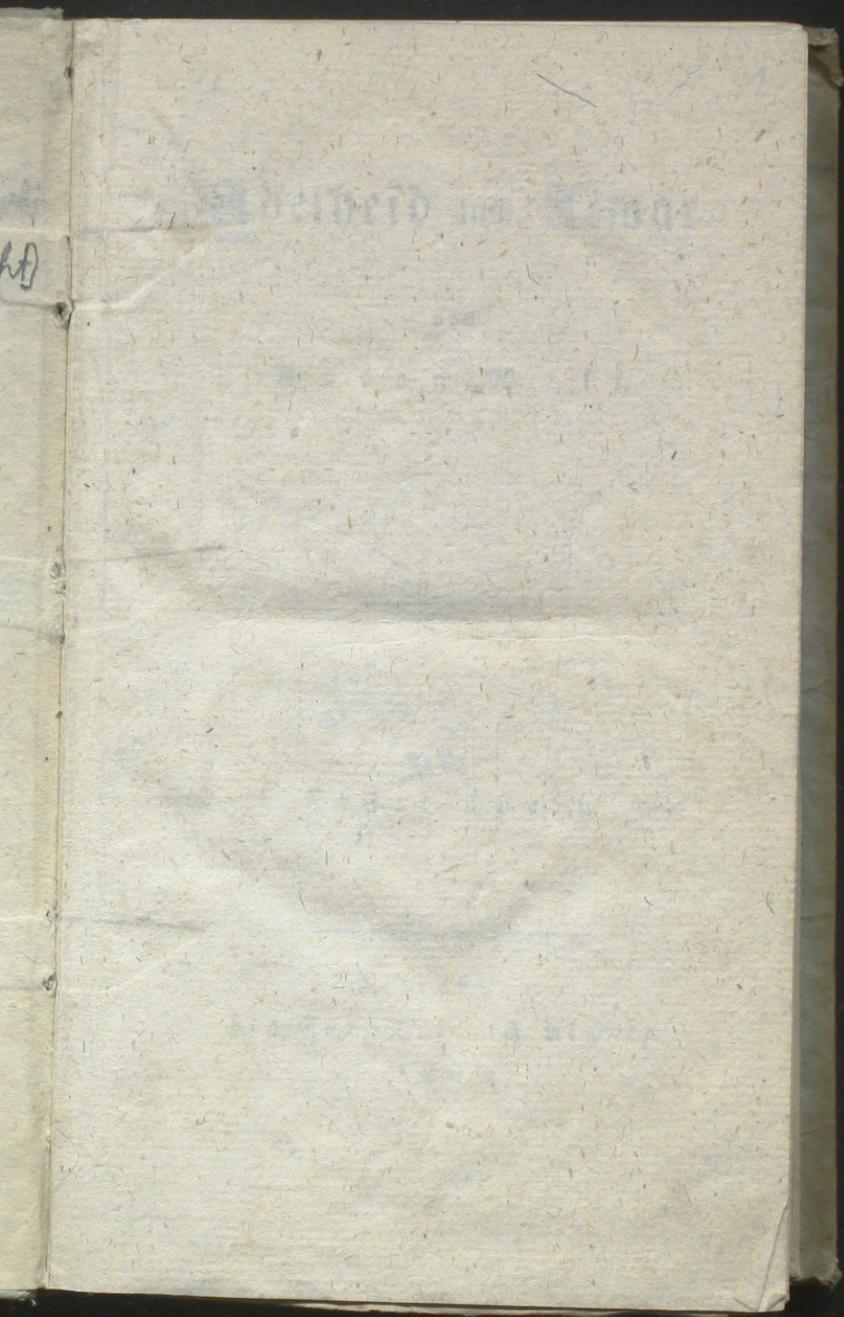


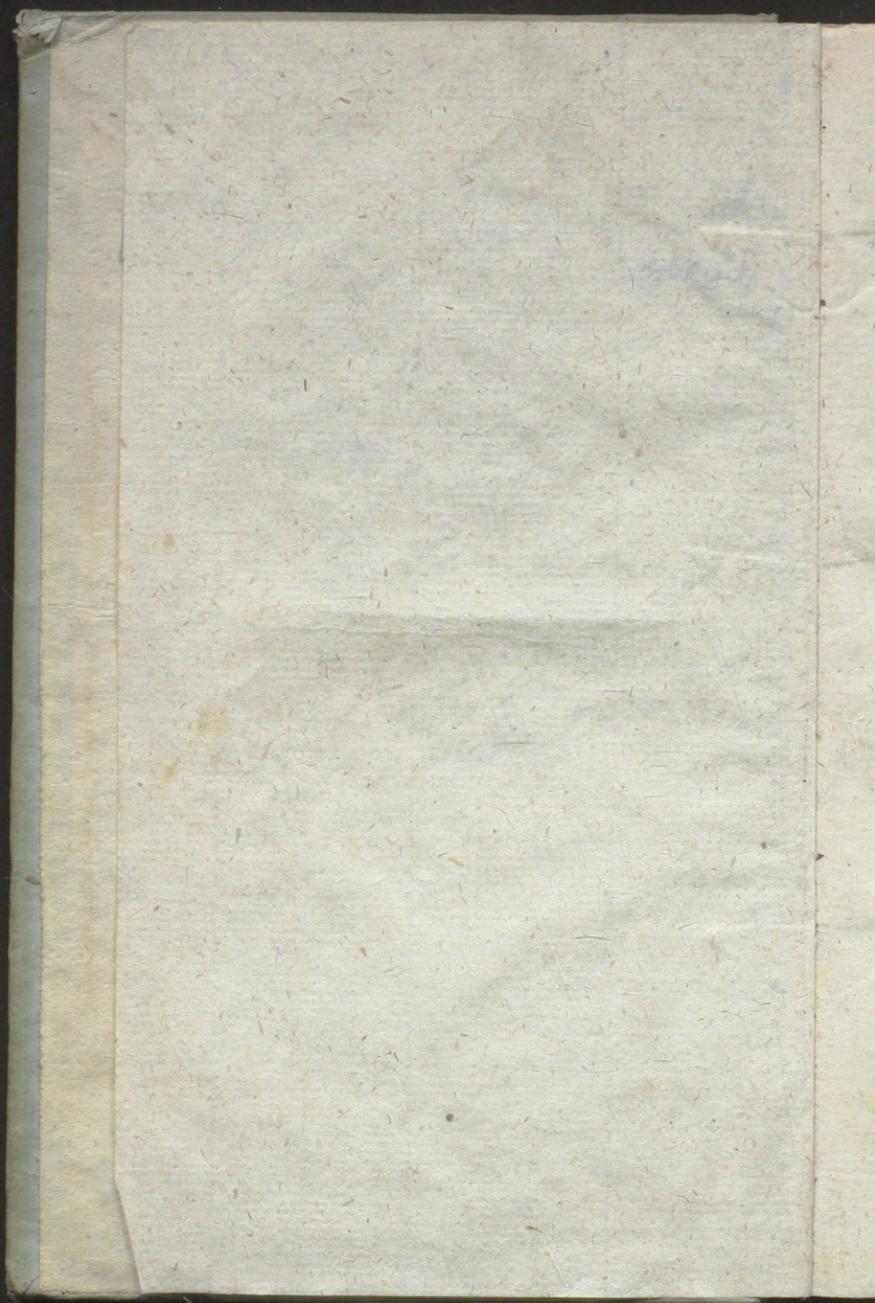
[Heyne, Christ. Leben
Lebensrecht]

OT Pm.

3428

E. 4. 396





1

Adelheid und Himar

von

Anton Wall.

Erster Theil.

Altenburg,
bey Karl Heinrich Richter.
1800.



Spe 3106
AK

AK

An eine Freundin.

Von der Geschichte des Ritters Aimar von Castellane gibt es zweyerley Nachrichten. Die eine ist in provenzalischer Sprache geschrieben, und vor Einem Jahre unter dem Titel: Azalaïs, et le Gentil Aimar in einer französischen Uebersetzung erschienen. — Die andre ist arabisch, und erscheint hiermit zuerst in deutscher Sprache. Meine Uebersetzung ist sehr treu, und ich habe kein Wort weder darzu gesetzt, noch davon genommen.

Daß übrigens in dieser Geschichte die edeln Ritter sich in die schönen Fräulein verlieben, und daß sogar die schönen Fräulein nicht ohne alle Empfindung sind,

daran dürfen Sie Sich nicht ärgern, meine Verehrungswürdige Freundin. Denn das war in jenen Zeiten ein Gebrauch, der sich über ganz Europa verbreitet hatte.

Einige Stellen ausgenommen, die Adelheids und Theresens hohe Reize schildern, können Sie gewiß die ganze Geschichte ohne Erröthen lesen.

Handkuß und innige Verehrung!

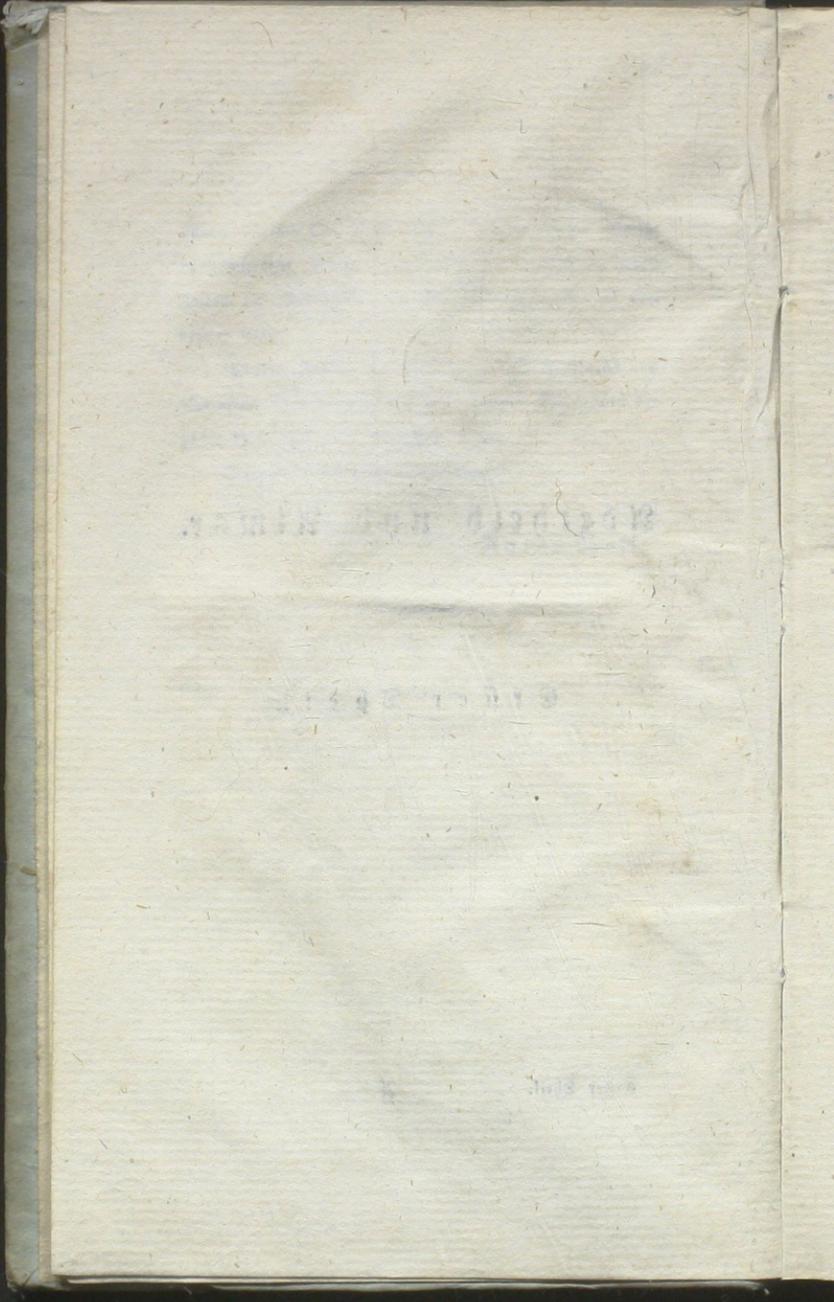
Anton Wall.

Adelheid und Aimar.

Erster Theil.

Erster Theil.

II



Um die Zeit der ersten Kreuzzüge besaß der Baron von Castellane das Land, das er von seinen Vätern geerbt hatte, mit voller Unabhängigkeit. Er war einer der aufgeklärtesten Herren seines Jahrhunderts, und sein Schloß, das in einer sehr fruchtbaren Gegend eine sehr reizende Lage hatte, war der Sammelplatz der berühmtesten Ritter und Dichter der ganzen Provence. Seine persönliche Tapferkeit, seine Liebe zur Dichtkunst, seine Neigung zur Pracht, und noch mehr als alles dieses, die Tugenden und die Reize seiner Gemahlinn Isabelle, gaben seinem Hofe einen Glanz, der am Ende den Neid seiner Nachbarn rege machte.

Besonders wollte Alphons, König von Arragonien und Graf von Provence, nicht länger dulden, daß ein bloßer Baron es wagte, sich zum Nebenbuhler seines Ruhms aufzuwerfen, und beschloß endlich, die Baronie Castellane seiner Oberherrschaft zu unterwerfen. Ein Herold trat auf, und kündigte von wegen seines Herrn, des Königs von Arragonien, dem Baron von Castellane an, daß der König, als Graf von Provence, sich nicht erlauben könnte, der Unabhängigkeit des Barons länger gleichgültig zuzusehn, und daß daher der Baron entweder binnen einer gesetzten Frist sich zur Leistung des Lehnsseides zu stellen, oder sein anmaßliches Recht mit den Waffen auszuführen hätte.

Der Baron von Castellane stellte umsonst vor, daß seine Vorfahren das Land, das er besäße, den Saracenen mit gewaffneter Hand entrissen; und daß die abendländischen Kaiser, als Könige von Arrelat, ihnen den Besitz desselben unbedingt bestätigt hätten, ohne sie irgend einer Art von Abhängigkeit zu unterwerfen. Der König von Arragonien war mächtiger,

als der Baron, das ist, er nahm keine Gründe an. Er schickte die gewaffneten Diener seines Willens, und unterdrückte durch Uebermacht einen unabhängigen Herrn, dessen Tugenden er nicht hätte gleich kommen können.

Nach einem unglücklichen Kriege mußte der Baron von Castellane einen Oberherrn anerkennen. Der Graf von Forealquier und der Fürst von Orange hatten eben dieses Schicksal. Alle drey wurden Vasallen eines Fürsten, den sie bisher als ihres Gleichen betrachtet hatten.

Der Baron und seine Gemahlinn überlebten diese Erniedrigung nur wenige Jahre. Ihr Sohn besaß in vollem Maße alle die Eigenschaften, die erfordert wurden, um entweder den Glanz seines Hauses wieder herzustellen, oder sich unter den Ruinen desselben zu begraben. Er konnte nie seine Abkunft von unabhängigen Regenten, nie die ihm durch Uebermacht entzogenen Rechte vergessen; und er hätte gewiß das Joch abgeworfen, wenn ihm das eigensinnige Geschick nicht zu sehr zuwider gewesen wäre. Die Vermählung

der Prinzessin Beatrix, Erbinn von Provence, mit Carl von Anjou, Bruder Ludwigs des Heiligen, schien seine Entwürfe zu begünstigen. Er war wirklich so glücklich, den Haß, den er gegen die Franzosen athmete, und die Rache, die er gegen sie schnaubte, einem großen Theile der Provensalen mitzutheilen: und die Stadt Marseille empörte sich, um ihre alte Freyheit zu behaupten. Er stand an der Spitze der Insurgenten, und zeichnete sich durch die kühnsten Unternehmungen aus.

Aber plötzlich erschien der Graf von Anjou wieder in Provence. Er hatte bisher für die Gräfinn von Flandern gefochten, die von ihren eignen Kindern bekriegt worden war, und kam nun mit seiner ganzen Macht, um das empörte Marseille zur Ordnung zu bringen. Man erkannte, daß man zu schwach war um widerstehn zu können, man bath den Grafen um Gnade, und man erhielt sie nur unter der Bedingung, daß die Oberhäupter der Insurrection ausgeliefert werden sollten. Der unglückliche Baron von Castellane wurde enthauptet; alle seine Lehne wurden eingezogen, und

sein einziger Sohn, der junge Uimar, wäre in einem Alter von acht Jahren von aller menschlichen Hülfe entblößt, und selbst ohne ein Obdach gewesen, wenn nicht einer seiner Verwandten, ein ehrwürdiger Religiose, sich seiner angenommen, und ihm in einem Kloster von Hospitaliter-Mönchen neben sich einen Zufluchtsort erbethen hätte.

Es war ein Glück für den vater- und mutterlosen Knaben — denn seine Mutter hatte den schmählichen Tod ihres Gemahls nur um wenige Tage überlebt — daß er in die Hände eines Mannes fiel, der, obgleich ein Mönch, doch in hohem Grade fähig war, in dem Herzen seines Zögling's alle die Keime von Tugenden zu pflegen und zu entwickeln, welche die Natur in dasselbe gelegt hatte. Es wäre schwer gewesen, in einem Jahrhunderte, in welchem der Aberglaube seinen dichten Schleier über alle Lande geworfen hatte, einen Mann zu finden, der weniger Vorurtheile und mehr geläuterte Kenntnisse besessen hätte, als Elias von Barsole, der nun Uimars zweyter Vater wurde.

Elias hatte nicht immer in dem Dunkel der Klostermauern gewohnt. Er hatte in seinen jüngern Jahren an den glänzendsten Höfen der Provence gelebt, und sich an allen durch die Feinheit seiner Sitten eben so sehr, als durch die Seltenheit seiner Kenntnisse unterschieden. Eine unbezwingliche Liebe zu der schönen Gräfin von Sabran von seiner Seite, und eine unbezwingliche Gleichgültigkeit von der ihrigen hatten, wie man sich erzählte, ihn zu dem Entschlusse gebracht, sich nach dem Beyspiele seiner Geliebten der frommen Abgeschlossenheit des Klosterlebens zu widmen. In Avignon bey den Hospitalitern von Sanct Venezet vollbrachte er seine Tage, dahin nahm er den jungen Almar zu sich, und da bestattete er mit Erlaubniß seiner Obern die unglücklichen Ueberbleibsel des Barons von Castellane in geweihter Erde.

Sobald er diese traurige Pflicht erfüllt hatte, dachte er nun weiter auf nichts, als seinem Pflegesohne eine Erziehung zu geben, die seiner Ahnen würdig wäre. Niemand war vielleicht im Stande, zu gleicher Zeit den Geist

und den Körper eines künftigen Ritters besser auszubilden, als Elias, der selbst ein achtbarey Ritter gewesen war, und der Ritterpflicht und Rittersitte besser kannte, als hundert seines Gleichen. Seine Rüstung hing noch vollständig in seiner Zelle, als ein heiliges Denkmahl seiner schönern Jahre. Ihr gegen über in einem Wandschranke befand sich eine kleine Sammlung von Handschriften, und ein großer Theil dieser Handschriften handelte von nichts, als von Ritterschaft und Liebe. Unterdessen war Elias nicht ein Spötter, sondern er war ein Verehrer der Religion. Aber er glaubte, daß die Religion nicht den Menschen von den Menschen entfernen, sondern ihn zu den Menschen hinneigen mußte, und daß sie nicht gemacht wäre, die Freuden des Lebens zu verbittern, sondern sogar die Leiden desselben durch die Ausichten auf eine schöne Zukunft zu verflüßigen.

Aimar machte unter der Leitung eines solchen Lehrers sehr schnelle Fortschritte. Seine Bescheidenheit, und wiederum seine Herzlichkeit, und wiederum der Adel, der hinter dieser

Bescheidenheit und hinter dieser Herzlichkeit hervorblickte, ohne daß er selbst etwas davon wußte, machten ihn allmählich zum Lieblinge aller, die ihn kannten. Weber innerhalb der Mauern seines Klosters, noch in der Stadt selbst, in die ihn sein Pflegevater von Zeit zu Zeit mitnahm, gab es jemanden, der nicht im Falle der Noth für ihn durchs Feuer gegangen wäre. Und so wie sein artiges Betragen immer mehr und mehr zur Fertigkeit wurde, und seine feinen Gesichtszüge sich immer mehr und mehr entwickelten, fing man an ihn in der Stadt nicht anders als den hübschen Aimar zu nennen; und er hat diesen Zunahmen nie wieder verlohren.

Unterdessen verfloß ein Jahr nach dem andern, aber jedes bereicherte den hübschen Aimar mit neuen Fertigkeiten und mit neuen Kenntnissen. In einem Alter von sechzehn Jahren besaß er von beiden schon mehr, als wohl irgend ein edler Jüngling jener Zeiten sich rühmen konnte. Er wußte mit Lanze und Schwert umzugehen, er tummelte das muthigste Roß, er verstand die sieben freyen Künste, er sprach

und schrieb lateinisch, und goß dann und wann in provenzalischer Sprache Verse hin, deren sich die beliebtesten Dichter jenes Jahrhunderts nicht geschämt hätten.

Elias hatte ihm unter andern auch Unterricht in der Geschichte der alten Griechen und Römer gegeben, war alsdenn zur Geschichte seines Vaterlandes übergegangen, und machte eines Tags den Beschluß seines Vortrags mit den schrecklichen Begebenheiten, die den Untergang von Ainars Hause herbegeführt hatten.

Der Jüngling hatte bisher mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört; aber jetzt sanken seine Arme herab, seine Wangen wurden blaß, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Der Zusammenhang, in welchem er heute diese Begebenheiten hörte, und die Lebhaftigkeit, die der Greis seiner Darstellung gegeben hatte, machten ihm plötzlich die Sache so neu, als wenn er noch nie etwas gewußt hätte.

Das Bild seines Vaters, wie er zum Blutgerüste hinausstieg, und sein blutiges

Haupt, wie es vom Gerüste herab dem Volke gezeigt wurde, machten einen Eindruck auf seine Einbildungskraft, der ihn in einen Zustand von dumpfer Betäubung versetzte. Aber es dauerte nicht lange, so kehrte er wieder zu sich zurück: seine Wangen fingen an zu glühen, seine Augen fingen an zu blitzen. Plötzlich stand er auf, hob das Ditterschwert seines Lehrers von der Wand der Zelle herab, zog es aus, und hielt es gen Himmel.

„So müßtest Du mein vergessen, Allmächtiger,“ — rief er mit einer fürchterlichen Gelassenheit — „wie ich den Mord meines Vaters vergessen werde!“

Entzückt darüber, daß sein Zögling sich fühlte, und begeistert durch die Hoffnungen, die dieses Selbstgefühl erweckte, sprang der ehrwürdige Alte auf, und drückte den Jüngling in seine Arme.

„O, mein Sohn,“ — sagte er, und Thränen auf Thränen rollten von seinen Wangen herab — „meine Hoffnungen haben mich nicht getäuscht. Du bist der Sohn deines Vaters, du bist der Enkel deiner Ahnen.“

Der Greis hielt seinen Mund lange fest auf die Stirne des Jünglings geheftet. Man schwieg von beiden Seiten.

„Aber, mein Sohn,“ — fing endlich der Greis in einem etwas ruhigen Tone an — „bey dem Allmächtigen, bey dem du geschworen hast, beschwöre ich dich, gib deinem Schwure keine falsche Auslegung. Das Schwert hat zwischen dem Grafen von Provence und deinem Vater den Ausspruch gethan. So wie die Sachen jetzt stehn, wäre es Tollheit, sich wider diesen Ausspruch mit dem Schwerte aufzulehnen. Aber es gibt einen andern Weg, den Ruhm deiner Väter wieder herzustellen, der sicherer zum Zwecke führt — es gibt eine Rache an ihren Mördern, die ihres Erfolgs gewisser, und deines Namens würdiger ist. — Einer großen Seele steht die ganze Welt offen. Geh, suche die unterdrückte Unschuld, suche die kämpfende Tugend auf, befreye, rette, beschütze sie, bekränze dein Haupt mit schönen Thaten, und zwinge die Feinde deines Hauses, dich zu bewundern, wo nicht gar endlich dich zu lieben.“

Der Jüngling stand stumm, und lehnte sein Gesicht an die Brust des Alten. Er war nicht im Stande ihm zu antworten, nicht einmal im Stande die Augen zu ihm aufzuheben. Er war nicht fähig seinem Lehrer etwas anzugeloben, das er nicht halten wollte, und die Begierde, sich an dem Mörder seines Vaters unmittelbar zu rächen, hatte jetzt noch die Oberhand über das Gefühl, daß er seinem Ritter, seinem Wohlthäter, seinem Lehrer einen unbedingten Gehorsam schuldig wäre. Doch der Kampf entschied sich allmählich, und dieses Gefühl siegte.

„Mein Vater,“ — sagte er plötzlich — „ich gehorche Euch. Gebietet unumschränkt über mich — ich darf, und ich will keinen andern Willen haben als den Eurigen. Aber da ich von nun an dem Gedanken, mich unmittelbar zu rächen, entsagen soll; so öffnet wenigstens meinem jugendlichen Muth die Laufbahn, die Ihr mir selbst angewiesen habt, und die auch völlig meinen Wünschen entspricht. O, schlagt mich zum Ritter, und erlaubt mir, daß ich im Kampfe das Schwert führen darf,

das Eure Rechte geweiht hat. — Ach, könntet Ihr Euch wohl nur Einen Augenblick bedenken? — könntet Ihr mir wohl eine Gnade versagen, um die Ich Euch auf meinen Knien ansehe?“

Der Jüngling lag in diesem Augenblicke zu den Füßen des Greises, und drückte dessen Hand und dessen Schwert zu gleicher Zeit an sein Herz. Dem ehrwürdigen Alten schossen die Thränen von den Wangen herab. Vielleicht ruhte dieser Austritt den schönen Augenblick in sein Gedächtniß zurück, da er ehe dem selbst um den Ritterschlag gesteht, und nicht vergeblich gesteht hatte. — Er hob den Jüngling auf, und versicherte ihn während einer heißen Umarmung, daß er ihm seine Bitte gewähren wollte, sobald einige Hindernisse, die ihr noch entgegen ständen, gehoben wären.

Diese Hindernisse, die sich Almar gar nicht erklären konnte, bestanden in dem Plane der Hospitaliter, ihn in ihren Orden zu ziehen. Die Fähigkeiten des Jünglings, die Kenntnisse, die er besaß, der Name, den er

fährte, die Landschaft, die seine Ahnen besessen hatten, die Ansprüche, die man vielleicht eines Tages noch in seinem Nahmen geltend machen konnte — alles das waren für Wöndche Bewegungsgründe genug, einen solchen Plan zu entwerfen, und, wenn er einmahl entworfen war, auch emsig zu verfolgen.

Der Superior hatte bereits mit Elias über die Sache gesprochen, und dieser hatte aus Furcht vor seinem Unwillen den Antrag nicht ganz zurückgewiesen. Er hatte bloß eingewendet, daß Nimar vor der Hand für einen so entscheidenden Schritt noch gar zu jung wäre; und auf eben diese Art war er bis jetzt immer dem Befehle ausgewichen, mit seinem Pflegesohne selbst davon zu sprechen.

Jetzt erfuhr dieser nun, was er von jenen Plänen nothwendig wissen mußte, und gerieth darüber in die tiefste Betrübniß. — Aber leider dauerte es nicht lange, und seinen Wünschen traten noch weit fürchterlichere Hindernisse in den Weg. Eine unglückschwängere Wetterwolke zog sich allmählich über dem Kloster zusammen, und zerbarst endlich in

eine Greuelthat, welche unversehens die einzige Stütze des schuldlosen Jünglings zu Boden schlug, und welche beynah ihn selbst zertrümmert hätte.

Schon seit einiger Zeit wütete die Fackel des Bürgerkriegs in den fruchtbaren Ebenen von Languedoc, und sie wütete um so schrecklicher, da die Religion sie angezündet hatte. Schnaubende Missionäre zogen in diesen schönen Gegenden umher, und foderten zur Ehre des Gottes des Friedens die Bewohner auf, daß sie einander erwürgen sollten.

Jene schwärmerischen Träumer, die unter dem Nahmen der Albigenser bekannt sind, waren die Opfer, die der schrecklichen Gottheit der Missionäre geschlachtet wurden. Allenthalben fielen Oberer und Flecken in die Asche, allenthalben floß Blut, allenthalben rauchten Scheiterhaufen.

Jener Innocenz der Dritte, dessen Ehrsucht nur von seiner Unverschämtheit übertroffen wurde, hatte Legaten ausgesandt, um den weltlichen Arm gegen die Ketzer aufzufodern. Jeder Fürst, der sich weigerte, das

Erster Theil. B

Schwert gegen sie zu ziehn, wurde mit dem Kirchenbanne verfolgt. — Raimund der Sechste, Graf von Toulouse, hatte bey An-
 höhrung des blutdürstigen Geboths, das ihm von dem Statthalter der Gottheit zugekom-
 men war, nichts als Entsetzen gefühlt, und hatte es schlechterdings abgeschlagen, seine Un-
 terthanen zu ermorden, um sie zu bekehren. Der Pabst schleuderte sogleich die fürchterlich-
 sten Bannflüche über sein Haupt, und schrieb einen Kreuzzug aus, der weit mehr dem un-
 gehorsamen Fürsten, als den irrgläubigen Kettern galt.

Ein zahlreiches Heer versammelte sich bald unter den Fahnen des Fanatismus, und Simon, Graf von Montfort, der Anführer dieses Heers, erhielt einige Vortheile. Selbst provenzalsische Dichter erdöhreten nicht, wäh-
 rend dieses empörenden Kampfes ihre Gesänge unter das tobende Gebrüll des wüten-
 den Haufens zu mischen. Folquez von Mar-
 seille, und besonders ein gewisser Izarn, schäumten Lieder aus, wie man sie nur Can-
 nibalen zutrauen würde.

Das Kloster Sanct Venezet zu Avignon, in welchem Uimar lebte, konnte mitten unter diesen politischen und religiösen Zuckungen nicht neutral bleiben. Der Pabst wählte sogar aus dem Schoße des Klosters den Legaten, der den Grafen von Toulouse entweder bekehren, oder in den Bann thun, das ist, für vogelfrey erklären sollte. Seine Wahl war auf den ehrwürdigen Elias gefallen. Aber anstatt diesen schändlichen Auftrag zu übernehmen, äußerte dieser nur allzulaut den Abscheu, den ihm derselbe einflößte. Ja als ihm eines Tages eines von den Mordliedern jenes Izarn in die Hände gefallen war, in welchem der Mordsänger schlechterdings keine andre Wahl ließ, als Abschwörung oder Scheiterhaufen; so gerieth er plötzlich in Begeisterung, ergriff seine Feder, und schrieb, entflammt von Unwillen über die Mordsucht des römischen Hofes, und entzündet vom heiligen Eifer für die Rechte der Menschheit, ein Gedicht nieder, von welchem jedes noch nicht ganz erstorbene Herz bis in seine innersten Tiefen erschüttert werden mußte.

Nach diesem Gedichte war es niemand, als das blutdürstige Rom, das diese Gefilde verheerte, und diese Dörfer verbrannte — nur das Rom, das den Fürsten gegen die Unterthanen, und die Unterthanen gegen den Fürsten aufwiegelte — das dem Bruder den Dolch gegen den Bruder, dem Weibe das Messer gegen den Mann zu zücken beföhle — das den Erdkreis in Flammen steckte, um bey dem Scheitne des Brandes seinen Raub in Sicherheit zu bringen — und das sich mit einer Wagenburg von Leichnamen umringte, um hinter derselben sich desto sicherer in Wolküssen zu wälzen.

Das Gedicht verbreitete sich sehr bald in Avignon, und es that große Wirkung. Die Städte Avignon und Beaucaire traten sogleich zu den Albigenfern über. Der Mönch, der an der Stelle des ehrwürdigen Elias das Amt eines Legaten übernommen, und dem Grafen von Toulouse den Kirchenbann förmlich angekündigt hatte, wurde in dem Augenblicke, als er wieder über die Rhone zurückkehren wollte, überfallen und mit einer Lanze

durchstochen. Montfort, der Anführer des Kreuzzugs, wurde aus Beaucaire verjagt. Der unglückliche Wilhelm von Baux, den der Kaiser Friedrich zum Könige von Arrelat ernannt hatte, wurde ebenfalls ein Opfer seines fanatischen Eifers. Denn er fiel in die Hände der Avignoneser, und wie Grausamkeiten meistens durch Grausamkeiten vergolten wurden, so zog man dem Unglücklichen die Haut ab, und zertrat den blutenden Körper mit Füßen.

Die Nachricht davon war kaum nach Rom gekommen, als der Pabst donnernde Schreiben an die Fürsten ergehen ließ. Er geboth ihnen, Greuelthaten, durch die man Greuelthaten gerochen hatte, durch neue Greuelthaten zu rächen. Die Kreuzzügler zogen sich wieder zusammen, und Ludwig der Achte, König von Frankreich, schickte sich an, in Person gegen Avignon zu ziehn.

Der Graf Raimond verlor nunmehr den Muth, und lieferte sich selbst in die Hände seiner Feinde. Er mußte im bloßen Hemde an der Vorhalle eines Tempels erscheinen,

musste da fürs erste alle die Puncte beschwören, die man ihm vorlegte, wurde dann von dem Legaten unter Ruthenstreichen in den Tempel selbst eingeführt, und erhielt hier endlich von den Priestern des Gottes der Barmherzigkeit, die sich eine Kirchenversammlung nannten, die Losprechung von ihrem Danne.

Dieser unglückliche Fürst, der nunmehr gezwungen war, seine eignen Unterthanen zu erwürgen, und seine eignen Dörfer zu verbrennen, wohnte nachher noch der Eroberung der Stadt Beziers bey, deren Einwohner ohne alle Ausnahme niedergehauen wurden. Mitten im Gemehel hörte man damahls den Dichter Izarn rufen: „Haut alles nieder: denn der Herr kennt die Seinen!“

Jetzt hielt der Superior des Klosters Sanct Venezet den Augenblick für günstig, sowohl um sich an Elias zu rächen, als auch um durch Hülfe des Schreckens sich Almars zu bemächtigen.

Er hatte das Gedicht des Alten nach Rom geschickt, und vom Pabste ohne Mühe die geheime Erlaubniß erhalten, mit dem Verbrecher

nach Belieben zu verfahren, und bey seiner Bestrafung die Methode zu wählen, die er nach seiner Weisheit für die schicklichste finden würde. Aber die Methode, die der Unhold wirklich wählte, war so beschaffen, daß sie wohl nur in dem verbrannten Gehirne eines racheschnaubenden Mönchs erdacht werden konnte. Dennoch wußte er und die Helfershelfer, die er sich zugesellte, ihre Fußtapfen bey dem Handel so gut zu verbergen, daß das ganze Trauerspiel bis zu Ende gespielt wurde, ohne daß jemand auf den Argwohn gerathen konnte, sie hätten dabey Rollen vertheilt, oder Rollen übernommen.

Von nun an wurden im Kloster alle Nächte unruhig. Im Anfange hörte man bloß in den entferntesten Gängen ein Winseln und ein Wehklagen. Nach einiger Zeit fingen Thüren an zu knarren, die seit einem Menschenalter nicht geöffnet worden waren, und die man auch bey Tage noch fest verschlossen fand. Dann und wann wurden diese Thüren durch eine unbekannte Gewalt so heftig zugeworfen, daß die Zellen der Mönche schutterten, und

daß selbst Aimar erschrocken aus seinem Bette sprang. Die Mönche waren vor Furcht außer sich, man sprach nur leise von den schrecklichen Begebenheiten, ja man sprach nur mit den Augen davon. Die Sache wurde noch gefährlicher. Das Winseln kam nun aus den entferntesten Gängen hervor, und zog alle Nächte vor Aimars Schlafkammer vorbey: das Winseln winselte endlich nicht bloß, sondern es klirrte auch mit ungeheuern Ketten darzu, und dann und wann heulte es gar. Als es einft mit dem Schlage zwölf Uhr unter Zuwerfung einer verschloßnen Thür verschwunden war, ließ sich vor dem Fensterchen der Schlafkammer, das in den Hof ging, eine häßliche bläuliche Flamme sehen, welche einen Theil der Wand beleuchtete, aber nach wenig Augenblicken verschwand, und einen erstickenden Schwefelgeruch zurückließ. In der folgenden Nacht kam die Flamme wieder, und an der Wand standen scheußliche Gestalten. In der dritten Nacht stand der ehrwürdige Elias an der Wand, und krümmte sich in einem Kessel voll siedenden Pechs. In der vierten Nacht sah sich Aimar

selbst, aber in Mönchskleidung, und mit einem Heiligenscheine umgeben. Er sprang aus dem Bette, er wollte näher zur Erscheinung hinzutreten, er wollte sie anfühlen, aber plötzlich verschwand alles, und er stand in dicker Finsterniß.

Almar erzählte am folgenden Morgen seinem Pflegevater umständlich, was sich seit vier Nächten in seiner Schlafzelle zugetragen hätte. Elias, der Erfahrung besaß, und besonders die Mönche kannte, sah sogleich, was hier zu sehn war: allein er verbarg dem Jünglinge seine Ahnungen, und vieth ihm bloß, bey der Sache ganz ruhig zu seyn, und vor allen Dingen sich zu überzeugen, ob die Erscheinungen, die er sähe, nicht etwa das Werk seiner eignen Einbildungskraft wären.

In seinem Herzen dachte der gute Elias ganz anders. Das, was bisher alle Bewohner des Klosters in der Nacht gehört hatten, war ihm gleich vom Anfange an verdächtig gewesen. Er wußte, daß Mönche nie verziehen, und daß sie jeder Rache fähig wären. Sein einziges Dichten und Trachten ging jetzt

dahin, wie er seinen Pflegesohn ihrer Arglist und ihrer Wuth am geschwindesten entreißen könnte. — Ninar hatte ihn verlassen, und er saß eben, und überlegte, wie die Sache am gefahrlosesten zu bewerkstelligen wäre, als ein Frater hereintrat, und ihm meldete, daß ihn der Superior in seiner Zelle erwartete.

Elias trat hinein, und war ein wenig betroffen, als er an der Seite des Superiors den blutdürstigen Harn sitzen sah, diesen schäumenden Missionär, dessen Stolz er so tief gekränkt hatte. Beiden funkelte der Grimm aus den Augen, und beide gaben sich vergebliche Mühe, in ihren Mienen und in ihrem Anstande eine ruhige Würde zu lägen. Rechts und links, ein wenig rückwärts, standen Mönche, die große Bücher, Kreuze, Gefäße mit Weihwasser, kurz alle die Waffen in der Hand hielten, die zur Vertreibung des Teufels gebraucht werden.

„Tretet näher, Elias,“ — fing der Superior an, und bestrebte sich, in seinen Ton die süßeste Sanftmuth zu legen — „tretet näher; und wenn es wahr ist, wie ich von

Grunde meines Herzens glaube, daß der gute Geist noch nicht von Euch gewichen ist, so antwortet mir ohne Furcht und ohne Zagen. — Dem ehrwürdigen Harn, den Ihr hier vor Euch seht, sind von Rom aus sehr schwere Anklagepuncte gegen Euch zugesertigt worden. Seine zarte Seele ist dadurch ganz niedergebeugt, und ich selbst — Ihr kennt meine Freundschaft für Euch — ich selbst leide unaussprechlich, da ich sie Euch jetzt mittheilen soll. — Man beschuldigt Euch nämlich zu Rom, Ihr brächtet dem jungen Aymar gefährliche Grundsätze bey, und seine Abneigung gegen die heiligen Ordensgelübde wären das Werk Eurer unaufhörlichen Warnungen. — Man glaubt ferner zu Rom, ihr wäret ein Anhänger und ein Vertheidiger von Ketzern, die jeder gute Christ von ganzer Seele verabscheute und verfolgte. — Man setzt drittens zu Rom die Ermordung des Legaten, der über die Rhone zurückkehren wollte, dann den Unfall zu Beaucaire, und weiter die Greuel, die man sich gegen den unglücklichen König Wilhelm erlaubt hat, auf Eure Rechnung, weil

man behauptet, alles das wäre nie vorgefallen, wenn Ihr nicht die Gemüther zur Empörung gegen die heilige Kirche ermuntert hättet. — Und endlich hält man zu Rom niemanden als Euch für den Verfasser eines ruchlosen, lästernen, das heilige Oberhaupt der Kirche antastenden, und gegen die Gottheit selbst rebellirenden Gedichts, das, wenn Ihr wirklich der Verfasser davon wärt, ganz allein hinreichend wäre, um Euren Leib zu den Scheiterhaufen der heiligen Inquisition, und Eure Seele zu den unauflöschlichen Flammen der Hölle zu verdammen.“

Der Superior schwieg, sah mit einem heiligen Blicke die zarte Seele an, die neben ihm saß, und schien zu fragen, ob er sich richtig ausgedrückt hätte. Izarn nickte ihm stillschweigend und, wie er vermuthlich glaubte, mit Würde seinen Beyfall zu. Da beide schwiegen, so sah Elias, daß er nunmehr die Erlaubniß hätte zu antworten, und er antwortete gedrungen, aber mit Ruhe, und mit Bewußtseyn.

Es wurde ihm gar nicht schwer, alle die Beschuldigungen, die ihm der Superior von

Rom aus mittheilte, zu beantworten. Die Grundsätze, in welchen er den jungen Nimar erzogen hatte, waren gerade diejenigen, in denen er erzogen werden mußte, wenn er dereinst Ritter werden, und dem Namen, den er führte, Ehre machen wollte. Die Ermordung des Legaten, die Vertreibung Montforts aus Beaucaire, und die abscheuliche Rache, die man am Könige Wilhelm ausgeübt hatte, waren unmittelbare Folgen der Grausamkeiten, die sich die Kreuzzügler erlaubt hatten. Was aber das Gedicht anbetraf, wegen dessen Elias angeklagt wurde, so war er zwar der Verfasser desselben — denn er war zu stolz, das zu läugnen — aber das Gedicht verdiente schlechterdings nicht die fürchterlichen Beynahmen, die man demselben zu Rom gegeben hatte.

„Ich bin versichert,“ — schloß Elias — „daß dieses Gedicht in Rom gar keiner Aufmerksamkeit gewürdigt worden wäre, wenn es nicht das Unglück gehabt hätte, sich gegen den Sänger des Mords und der Verwüstung aufzulehnen.“

Der Sänger des Mords und der Ver-

wüstung, der während der Verantwortung des Greises beständig die Zähne zusammen gebissen, und alle drey Augenblicke die Lage in seinem Sessel verändert hatte, konnte sich nun nicht mehr halten. Er sprang auf, stemmte die Arme in die Seite, und keichte. Und nachdem er ein Weilschen gekeicht hatte, zersprang seine Wuth gegen den ehrwürdigen, unerschütterten Alten in Schimpfwörter, die sich vermuthlich wunderten, wie sie mit einander in Gesellschaft kamen. Denn Atheist und Anbether des Mahomeds, Mönch und Diener des Teufels, Mörder und Zärtling stürzten zugleich aus eben demselben Schlunde hervor.

„So ein Heide“ — schrie er zuletzt — „schändet diese heilige Kleidung — er schändet diese heiligen Mauern. Die Haut eines Tigers muß er tragen — in die Hölle eines Pantherthiers muß er sich verkriechen — die Schlupfwinkel der Albigenfer müssen seine Wohnung seyn — denn er ist noch mehr als Tiger, noch mehr als Pantherthier — er ist ein Albigenfer — ein Ketzer! ein Ketzer! ein Ketzer!“

Die Wörter Atheist, Diener des Teufels, und Mörder hatten die Mönche nicht in Verwendung gesetzt, aber kaum hörten sie das Wort Kezer, als sie alle in Entsetzen geriethen, das Zeichen des Kreuzes vor sich schlugen, und laut schrien, daß sich der Satanas hinter sie wenden sollte.

Der Superior befahl sogleich dem Elias niederzuknien. Der vorgebliche Besessene wurde ängstlich mit Weihwasser besprengt, und die Mönche stimmten das *Veni Creator* an, und zogen drey-mahl mit gesenktem Haupte, die Hände über die Brust gekreuzt, um den knienden Unglücklichen herum. — Als die heilige Mummerey vollbracht war, kehrte jeder wieder an seinen Posten zurück.

„Elias,“ — fing der Superior wieder an, und suchte in seinen Ton so viel herzliche Theilnahme zu legen, als ihm möglich war — „Ihr habt leider gestanden, daß Ihr der Verfasser jenes entsetzlichen Gedichts seyd, und Ihr habt gesehen, welchen Schrecken Eure Verbrechen in uns erregt haben. Denn ist jenes Gedicht Euer Werk, wie wollt Ihr Euch gegen

die übrigen Anklagen vertheidigen? Und klagt Euch nicht der Himmel selbst an? Haben wir nicht seit einiger Zeit die deutlichsten Anzeigen, daß die himmlischen Mächte zürnen? Schwebt nicht der Engel des Todes jede Nacht über diesen geheiligten Wohnungen? — Ach, Elias, ich setze mich selbst in Gefahr, wenn ich Euch zu retten suche — aber ich rechne auf die Barmherzigkeit des Himmels — ich weiß, er will lieber, daß sich der Sünder bekehre, als daß er sterbe. Rettet Euch noch, Elias — erfreut mein Herz, erfreut die Herzen unser aller dadurch, daß Ihr seine Gnade sucht. Wenn es wahr ist, daß Ihr das Herz des jungen Ainars nicht verdorben habt, so dringt in ihn, so befehlt ihm, daß er sich dem Altare widmet, daß er die heiligen Gelübde auf sich nimmt. Besänftiget auf diese Art den Zorn des Himmels, beweist uns Eure Anschuld, und befreyt Euch von den Strafen, deren Euch die Gesetze der heiligen Kirche schuldig sprechen. — Jetzt geht hin in Frieden, und morgen um diese Stunde kommt wieder.“

Elias ging in tiefes Nachdenken versenkt

nach seiner Zelle zurück, und fand seinen Pfleger
gefohn, der ängstlich seiner wartete.

„O, mein Vater,“ — sagte Nimar —
„was haben sie von Euch gewollt? Betraf es
mich? Soll ich ein Mönch werden?“

„Du sollst alles erfahren, mein Sohn —
setze dich ruhig neben mich, und antworte mir.“

„Ach, Ihr seht mir so bedenklich aus,
mein Vater!“

„Fühlst du einige Neigung für das
Mönchsleben in deinem Herzen? Hast du dich
erforscht, ob du wohl die Gelübde übernehmen
möchtest, welche dazu erfordert werden?“

„Ja, mein Vater, ich habe mich er-
forscht, und ich mag kein Mönch werden.“

„Gut, mein Sohn, so müssen wir bald
thun, was wir zu thun haben. Morgen könnte
es vielleicht zu spät seyn.“

„Um Gottes willen, mein Vater, was soll
denn morgen geschehen?“

„Niemand weiß, was morgen geschehen
wird.“

„Nein, ich lasse Euch nicht los. Seyd Ihr in Gefahr? Kann ich die Gefahr abwenden, wenn ich Mönch werde?“

„Du darfst nicht Mönch werden, ich verbiethes Dir.“

„Aber?“

„Aber wir müssen eilen.“

„O, meine Freyheit wäre das Geringste, was ich für Euch aufopfern wollte, mein Vater.“

„Nicht so, mein Sohn! sondern Du wirst morgen Ritter seyn.“

„Ritter? morgen?“

„Jetzt höre meine Befehle. Es sind die Befehle Deines Vaters, und die Befehle des Ritters, der Dich zum Ritter schlagen will.“

Nimar warf sich dem ehrwürdigen Greise zu Füßen.

„Nimm diese Rüstung, geh in deine Schlafzelle, lege die Rüstung an. Aber deinen Helm lege neben Dich auf dein bloßes Schwert. Dann knie nieder, und wache und bethe die ganze Nacht. Ich selbst werde mich hier einschließen, und gleichfalls wachen und bethen.“

Mit Anbruche des Tages stehe auf vom Gebethe, und komm zu dem Ritter, Deinem Vater.“

Elias hatte diese Worte mit einer solchen Feyerlichkeit gesprochen, daß sie wie mit einer Centnerlast auf den knienden Almar fielen, und daß er sich mit Mühe vom Boden erheben konnte. — Almar nahm die Rüstung, ging in seine Zelle, verschloß die Thür hinter sich, und that die Nacht über, wie ihm der Ritter Elias befohlen hatte.

Aber noch nie war eine Nacht so unruhig gewesen, als diese. Es winselte, es heulte, es warf die Thüren in allen Gängen des Klosters. Das Klirren der Ketten war fürchterlich. Und was sich noch niemahls zugetragen hatte, von Zeit zu Zeit brüllten gräßliche Stimmen: „Wende dich hinter mich, Satanas! — Wende dich hinter mich, Satanas!“

Der Tag brach endlich an. Almar erhob sich vom Gebethe, und trat hinein zum Ritter Elias. Der Greis stand da, in seiner vollen Rüstung. Nur sein Helm lag neben ihm auf

seinem entblößten Schwerte. Sein Blick war ernsthaft, seine Stellung feyerlich.

„Komm, mein Sohn,“ — sagte er — „laß dich auf ein Knie nieder — und empfang von mir die geheiligte Würde, für die du bestimmt bist.“

Nimar senkte sich auf ein Knie. Der Ritter Elias ergriff sein bloßes Schwert, gab dem Jünglinge damit drey sanfte Streiche auf die Schultern, und gürtete ihm dann das Schwert um. Er sprach darauf die geheiligte Formel der Einweihung, hob den neuen Ritter auf, umarmte ihn, und schnallte ihm den Sporn an. Darauf mußte Nimar sich neben ihn setzen, um seine neuen Pflichten anzuhören.

„Mein Sohn,“ — fing Elias an — du bist nun Ritter, aber ein Ritter ist ein Beschützer der Unschuld, ein Vertheidiger des Schwachen gegen den Mächtigen, der ihn unterdrückt, ein Vater der Waisen, und ein Sachwalter der Wittwen. Der Stand eines Ritters ist also ehrwürdig, und ich hoffe, daß du nie vergessen wirst, was er dir auflegt. — Du wirst wachsam und nüchtern seyn — dich

wird nie ein Geräusch, nie ein Geschrey, nie ein Lärm in Schrecken setzen — Du wirst in den Turnieren tapfer und höflich, in den Gefechten zum Ernste schrecklich, aber großmüthig seyn. — Man wird Dich beym Angriffe immer unter den ersten, beym Rückzuge immer unter den letzten erblicken. — Findest Du dereinst eine Dame, deren Herz frey ist, und die Du Deiner Liebe für würdig hältst, so erwörthe nicht ihr Deine Wünsche zu entdecken. Denn die Liebe ehrt den Ritter, und die glorreichsten Thaten sind ihr Wert gewesen. Nimm dann die Dame Deine Huldigungen günstig auf, so bleibe das ein Geheimniß zwischen dem Himmel und Euch beiden. Und Du wirst eher sterben, als von den Gunstbezeugungen sprechen, die Du genossen hast. Denn wer ver-räth, ist hier eben so strafbar, als wer erdichtet: und Wahrheit und Lüge sind in diesem Falle Verbrechen von gleichem Range. — — Aber nun noch eins, mein Sohn! Deine jetzigen Glücksumstände erlauben Dir nicht, vor der Hand mit dem Anstande eines Ritters aufzutreten: du wirst also einweilen als Trouba-

bour erscheinen müssen. Unter der Gestalt eines Dichters wirst Du der Zukunft am gemächlichsten entgegen sehn können: denn dem Dichter wird keiner unsrer glänzenden Höfe verschlossen werden. Aber hier wirst Du besonders die Munterkeit, die Freymüthigkeit, und die Klugheit zu Deinen Gefährtinnen mitnehmen. Auch rathe ich Dir nicht, mit Deinen Gesängen verschwenderisch zu seyn, und noch weniger Deine Gesänge bloß verliebten Klagen zu widmen. Die Natur ist mannigfaltig, und Du wirst nie die Gegenstände erschöpfen, die sie Dir darbiethet.“

Almar verschlang begierig die Lehren des Greises, und sie prägten sich tief in seine Seele ein. Aber die Stunden verflossen, und die Augenblicke waren kostbar. So gern Elias noch länger gesprochen, so gern Almar noch länger zugehört hätte, so mußte Elias abbrechen.

„Die Umstände, mein Sohn,“ — setzte er noch hinzu — „begünstigen Deinen Eintritt in die Welt. Avignon hat sich den Zorn des Königs von Frankreich zugezogen, und es hat

eine Belagerung zu befürchten. Arnaud, Graf von Comminges, einer meiner vertrauesten Freunde, will die Vertheidigung der Stadt übernehmen. Ich bin versichert, daß er Dich sehr gut aufnehmen wird. Ich selbst darf das Kloster jetzt nicht verlassen, und für Dich wäre es gleichfalls gefährlich, heute einen Fuß aus demselben zu setzen. Aber der Graf wird noch heute einen Brief von mir erhalten, und morgen wird er kommen, und Dich und mich in Freyheit setzen.“

Als die Stunde nahte, in welcher Elias wieder vor dem Superior erscheinen sollte, trennten sich die beiden Ritter mit einer zärtlichen Umarmung. Elias ging, um vor seine Richter zu treten, und Aimar kehrte in seine Zelle zurück. — Der Jüngling hatte kaum seine Rüstung abgelegt, als ein Mönch zu ihm hineintrat. Es war gerade derjenige, der nächst dem Superior das meiste Ansehen im Kloster besaß, und der auch wirklich von je her die meiste Freundschaft für Aimar gehabt hatte.

„Lieber Junker,“ — fing der Mönch

an, und drückte Alimarn freundlich die Hand — „ich komme zu Euch, um mir einen Stein von dem Herzen zu heben.“

„Wenn ich darzu etwas beytragen kann, Vater Melchior, so seydt meiner Beyhülfe versichert.“

„Gewiß?“

„Sagt nur an!“

„Ich komme, um Euch glücklich zu machen. Das ist der Stein, den ich auf dem Herzen habe.“

„Sagt mir, wie Ihr mich glücklich machen wollt, und treffen wir zusammen, so halte ich Euch nächst meinem Vater für meinen ersten Freund in der Welt.“

„In der Welt? — O, was ist denn die Welt?“

„Die kennen wir wohl beide nicht, Ihr, weil Ihr Vater Melchior seydt, und ich, weil ich Junker Alimar bin.“

„Die Welt, Junker, ist ein tobendes Meer, mit reißenden Strömen, und zerschmetternden Wellen, und zertrümmernden Klippen: und wohl dem, der im Hasen ist!“

„Und der Hafen?“

„Lieber Junker, Ihr habt zwanzig Schritte zu thun, und hundert Worte auszusprechen, und Ihr seyd im Hafen auf ewig.“

„Ist der Hafen frey von Stürmen?“

„Von allen Stürmen. Denn er ist die Wohnung des Friedens und der Ruhe: er ist der Vorhof der Seligen.“

„Nun sehe ich deutlich, daß ich Euch nicht verstanden habe, Ehrwürdiger Vater.“

„Ihr werdet mich verstehen. Ihr seyd jung, Ihr seyd ohne Erfahrung, Ihr seyd arm, sehr arm: dürft Ihr Euch in die betrüglische, falsche, im Argen liegende Welt wagen? Verstehet Ihr mich nun?“

„Aber den Hafen verstehe ich nicht.“

„So will ich Euch mehr sagen. Diese heiligen Mauern haben Euch aufgenommen, als Ihr ohne Obdach wart. Ist das kein Wink vom Himmel? — Gott hat Euch mit großen Gaben ausgerüstet, und seine heilige Kirche wird jetzt von Ketzern bedroht. Ist das auch kein Wink?“

„Aber Ihr spracht von einer Wohnung

des Friedens, und von einem Vorhose der Seligen?“

„Und ich spreche noch jetzt davon. — Mit Einem Worte, diese Gott geweyhten Mauern mögen von nun an Euer Hafen seyn. Versteht die Winke des Himmels, und gehorcht ihnen.“

„Das will ich, Ehrwürdiger Vater.“

„O, Gott sey Dank! das wollt ihr also?“

„Ich will den Winken des Himmels folgen: aber versteht mich. Ich habe mein Herz erforscht, und ich habe da sichere Winke gefunden, als die Eurigen sind, und alle diese Winke stimmen mit einander überein. Vater Melchior, ich kann nie ein Mönch werden.“

„O, um Gottes willen, sprecht das nicht zum zweyten Mahle aus.“

„Und warum nicht?“

„Ihr seyd getäuscht. Die Winke, die Euch Euer Herz gegeben hat, kommen nicht vom Himmel.“

„Von wem denn sonst?“

„Laßt uns erst das Zeichen des Kreuzes schlagen! — Sie kommen von dem, der alle Mächte die heilige Stille dieser Mauern stört,

von dem, der seit einigen Wochen einen seiner
Verschwornen von uns zurückfordert.“

„Einen seiner Verschwornen?“

„Ach, unglücklicher Jüngling, was soll
ich es Euch länger verbergen? Die Zeit mag
abgelaufen seyn, die im feyerlichen Bunde be-
stimmt gewesen ist. Der Fürst der Finsterniß
pocht auf sein Recht: er fodert sein Eigen-
thum.“

„Und von wem spricht Ihr?“

„Von einem Abtrünnigen — von einem
Feinde Gottes und seines Statthalters, von
einem Widersacher der heiligen Kirche, und, da-
mit ich Euch alles in drey Worte zusammen-
fasse, von einem Beschützer der Albigenser.“

„Und sein Name?“

„Ach, daß Ihr gar nichts geahndet habe,
armer Jüngling! daß Ihr durch den schändlich-
sten Betrug, durch die verdammungswürdigste
Heucheley geäfft worden seyd!“

„Aber sein Name! sein Name!“

„Das Herz blutet mir. Elias von Bar-
sole.“

„Schändlicher Mönch, Du lügst.“

„Ich vergebe Euch, guter Jüngling. Es macht Eurem Herzen Ehre, daß Ihr so auf-
 fahrt. Aber Ihr seht nunmehr, daß es wahr
 ist, was ich vor wenig Augenblicken von Eurer
 Unerfahrenheit sagte. Der Euch Wohlthaten
 erwies, um Euch dem Verderben zu überliefern,
 ist — Gott sey bey uns bis an unser Ende —
 ist ein Ketzer.“

„Noch einmahl, Mönch! Du lügst. Eher
 magst Du ein Ketzer seyn, als mein Vater
 Elias von Darsole.“

„Lieber Junker, sagt Euch. Er hat es
 selbst gestanden.“

„Gestanden? wem?“

„Gestern hat er's gestanden. Der fürch-
 terliche Izarn drang in ihn: er konnte nicht
 länger leugnen: in Gegenwart des Superiors,
 und einiger Conventualen gestand er ihm alles,
 und ich selbst bin Zeuge. O, rettet ihn, lieber
 Junker, rettet ihn!“

„Und wie?“

„Er hat mit dem Teufel einen Bund ge-
 macht, macht Ihr einen Bund mit Gott. Euer

Bund vernichtet den seinigen, und er ist den Klauen des Bösen entrissen.“

„Und Euern Klauen, ihr Mönche? — Wie wird er diesen entrissen?“

„Ihr seyd nicht bey Euch, lieber Junker. Wir werden schon mehr von der Sache sprechen. Ueberlegt, was Ihr thut wollt, und fürchtet den Zorn des Himmels.“

„Der Mönche! der Mönche! der Mönche!“ — rufte Almar ihm nach, da er zur Thür hinausging.

Aber Almar hätte nicht so kühn gegen den Mönch gesprochen, er hätte vielleicht auf der Stelle in das Opfer gewilligt, das für seines ehrwürdigen Freundes Rettung gefodert wurde, wenn er nicht von der so nahen Hülfe des Grafen von Comminges unterrichtet gewesen wäre.

Während der Mönch in Almars Zelle getreten war, hatte sich der unglückliche Elias vor den Superior gestellt. Er traf wieder den schäumenden Zorn, und die Mönche mit dem Beschwörungszeuge. — Der Superior hielt abermahls eine freundliche süße Arede, und als er geschlossen hatte, nahm Zzarn das Wort,

aber er sprach nicht freundlich und süß, sondern er sprach, wie gestern. — Elias blieb unerschüttert, und er antwortete am Ende mit der größten Ruhe, daß ihn nichts bewegen könnte, einen liebenswürdigen Jüngling zu etwas zu überreden, worzu er keine Neigung in sich fühlte.

Sogleich stürzte das Wort Kezer auf den Unglücklichen herab. Er mußte wieder niederknien, die Mummerey von gestern wurde wiederholt, aber anstatt daß man gestern drey-mahl um ihn herumgegangen war, geschah es heute neun-mahl.

Als die Procession zu Ende war, übergab der Superior den ehrwürdigen Greis, als einen unverbesserlichen, halsstarrigen, und verstockten Sünder, an den hohnlächelnden Harn, mit dem Auftrage, also über ihn zu schalten und zu walten, wie es den heiligen Gesetzen der Kirche und der Ehre Gottes gemäß wäre.

Der erste Gebrauch, den Harn von seiner Gewalt machte, war, daß er einem von den Mönchen befahl, sogleich die Zelle des Unglücklichen zu durchsuchen. Elias gab ruhig

den Schlüssel, und die Durchsuchung dauerte lange. Denn erst nach zwey Stunden kam der Mönch wieder zurück, und gab den Schlüssel an Szarn. Man bemerkte, daß er ihm mit dem Schlüssel zugleich einen verstohlenen Wink gab, wie man ihn ungesehr gibt, wenn man zu verstehen geben will, daß alle Befehle vollzogen sind.

„Verstockter Sündler,“ — sagte dann Szarn, aber mit weit weniger Grimm, als bisher — „hier ist einstweilen Euer Schlüssel wieder, da nichts wider Euch gefunden worden ist. Dürft Ihr noch bethen — erlaubt Euch der, dem Ihr dient, noch zu bethen: so geht hin, und bethet, daß der Gott der Barmherzigkeit Euch bekehren möge. Amen!“

Mit diesem Amen wurde der Unglückliche entlassen, nachdem der Superior und alle Mönche das Amen laut wiederholt hatten.

Die Nacht bedeckte mit ihren Fittigen das Kloster Sanct Venezet und die Stadt Avignon. Der Schlaf hatte seine Mohnkörner über die Bewohner beider ausgestreut. Auch Elias von Barsole ruhte, nachdem er lange gebethet,

und gleichfalls Amen gesagt hatte. Aimar, den die Geschichte des Tags und die Wache der vorigen Nacht ermüdet hatte, war ebenfalls entschlafen. Und der Schlaf hatte ihn überrascht; denn er lag völlig angekleidet auf seinem Lager. Niemand wachte im Kloster, als der Superior, Izarn, und ihre Mitverschworenen.

Es war gegen Mitternacht: die tiefste Stille herrschte im ganzen Kloster. Plötzlich geschahen drey fürchterliche Schläge an die Thür von Aimars Zelle. Er erwachte; einige fackelnde Blicke erleuchteten hinter einander seine Zelle; er sprang auf — aber nun war alles wieder ruhig. Er legte sich wieder auf sein Lager, und horchte. Es war eine Stille, wie im Grabe, und er war nahe dabey wieder einzuschlafen. Auf Einmahl wurde mit einem schrecklichen Geprassel eine Thür eingebrochen — die Thür war in der Gegend der Zelle des alten Elias — er glaubte sogar die Stimme des Elias zu hören. Aufspringen, sein Schwert ergreifen, und zur Thür hinausstürzen war Eins.

Aber kaum war er zur Thür heraus, als ihm plötzlich die Füße vom Boden weg gezogen wurden. Er fiel rücklings hin, und das Schwere fiel ihm aus der Hand. Gespenster mit rauchen Armen und Fäusten bemächtigte sich seiner, und trugen ihn in die Zelle des unglücklichen Elias. Der Schrecken und der schwere Fall hatten ihn der Besinnung beraubt.

Er schlug nach einiger Zeit die Augen auf. Vier scheußliche Gestalten, wie man die eingebohrnen Bewohner der Hölle mahlt, hatten sich des Elias bemächtigt, und eine derselben suchte ihm ein Tuch in den Mund zu stopfen. Man sah, daß sie ihn geradezu aus seinem Bette herausgerissen hatten. — Dem Bette gegen über saß auf einem hohen eisernen Dreyfuße der Regent der Hölle selbst. Er war mit einer dicken Schlange gegürtet, die sich dreymahl um ihn herumschlang, und mit ihrem Kopfe an seinem Busen ruhte, und feurige Funken auszischte. Auf seinem borstigen Kopfe trug er eine ungeheure Krone mit Zacken, aus welcher Blut herabtröpfelte, das auf seinem schwarzen Angesichte rothe Striemen ansetzte.

Erster Theil.

D

In der Hand hielt er ein schwarzes Pergament, das mit seltsamen Characteren von rother Farbe beschrieben war, und mit dem man den Raum von einer Quadratelle hätte bedecken können — Das ganze scheußliche Schauspiel war durch nichts, als durch eine dampfende Pechfackel erleuchtet, die ein fünfter Bewohner der Hölle in der Hand hielt.

Nimar sah dem Schauspieler zu, wie ein Halbwachender seinen Träumen zusieht.

Jetzt zeigte Satan auf das Pergament, und verlangte von seinem Diener Elias die Vollziehung des beschwornen Bundes; die Stimme Satans war gräßlich. — Elias konnte nicht antworten; eins der Ungeheuer hatte nun einen Strick um seinen Hals geschlungen.

„Deine Seele, Elias!“ — brüllte Satan, und diesen Augenblick glaubte Nimar die Stimme Izarns zu erkennen.

Sogleich erwachte der Jüngling, und schlug mit zwey Faustschlägen zwey von den Gestalten, die ihn hielten, zu Boden.

„Es sind die Mönche, mein Sohn,“ — rufte geschwind Elias, während die, welche

sich seiner bemächtigt hatten, einen Augenblick außer Fassung geriethen.

Aber sogleich war die Schleife fest gezogen. Elias sank. — Aimar sah ihn sinken — und stürzte ohne Leben zu Boden.

Aimars Ohnmacht dauerte lange. Es war schon Tag, da der unglückliche Jüngling seine Augen öffnete. Er sah um sich her; er suchte die Ungeheuer, er suchte seinen Vater. Er konnte es kaum glauben, daß er eben so angekleidet auf seinem Bette lag, als er sich gestern aus Müdigkeit darauf geworfen hatte. Es war wirklich sein Bett, es waren die Wände seiner Zelle, es war seine Zelle selbst. Was er gesehn hatte, war ein ängstlicher Traum gewesen. Auch sein Schwert hing an der Wand, und es hing in der Scheide. Wie konnte ers herausgezogen haben? Es war gewiß ein Traum gewesen. Die Wache der vorigen Nacht, und die banger Geschichten des vorigen Tags hatten den Traum herbegeführt.

Aber so deutlich zu träumen — und mit solcher Umständlichkeit den Traum noch zu wiß-

sen — und sogar noch den Schmerz vom Falle vor der Thür, und von den Mißhandlungen der scheußlichen Gestalten zu fühlen? — Gut, das konnte ja sogleich untersucht werden.

Aimar stand auf, eilte nach der Zelle seines Vaters Elias, öffnete die Thür, und that einen Schrey. Elias lag am Boden, und er war erwürgt worden. Der Strick war nicht um seinen Hals, aber erwürgt war Elias.

Der unglückliche Jüngling stürzte auf den Leichnam hin, rufte ihn hundertmahl beym Rahmen, schüttelte die erstarrten Hände, küßte sie, sprang auf, und rufte um Hülfe, warf sich wieder hin, und rufte seinen Vater Elias — schrie Weh über sich, daß er ihn verlassen hätte, schrie Weh über den Himmel, daß er ihn nicht beschützt hätte.

Sein Geschrey versammelte die Mönche in der Zelle. Ihr Erstaunen war beynah dem seinigen gleich, und die meisten erstaunten vielleicht im Ernste. Man riß ihn mit Gewalt vom Leichname weg, und man trug ihn auf sein Bett, wo er einige Zeit in fürchterlichen Verzückungen zubrachte. Seine Kräfte waren

endlich erschöpft: er lag da mit offenen Augen, aber ohne zu sehen.

Der Superior, Izarn, und einige andre Mönche traten in sein Zimmer. Einer von ihnen trat ans Bett, und meldete ihm, daß er Besuch hätte. Er antwortete nicht. Der Superior hielt den starren Blick des Jünglings für ein Zeichen der Aufmerksamkeit, zu der er sich vorbereitete, und fing seine Rede an.

Er beklagte nebst dem ganzen Convente den Trauerfall, der sich so plötzlich ereignet hätte, fand in demselben einen neuen Beweis, daß der Mensch bloß wie eine Blume auf dem Felde wäre, meinte aber doch, daß der so plötzliche Tod des irrenden Elias zu Betrachtungen über die unerforschlichen Wege der Vorsehung Anlaß geben könnte. Zuletzt ermahnte er noch den armen Jüngling, der nunmehr ohne alle Stütze wäre, daß er sich in die Arme eines Gottes werfen möchte, der das Gute zu belohnen, und das Böse zu bestrafen wüßte.

Almar sah den Redner immer noch stare an, und regte sich nicht. — Izarn hielt nun

den Augenblick für günstig, um den letzten Streich zu thun.

„Ja, ja,“ — schrie er mit einer heisern Stimme — „es ist mehr als zu gewiß. Gott ist gerecht. Satanas hat genommen, was ihm gebührte.“

Izarn schwieg, und lächelte. Seine Stimme hatte den Jüngling ins Leben zurückgerufen. Almar bewegte die Augen, erblickte Izarn, that einen Schrey, und bedeckte sich die Augen mit beiden Händen.

„Schaffe ihn fort,“ schrie er — „das ist er! das ist er! schaffe ihn fort! ich kenne ihn, er ist!“

Während die Umstehenden einander ansahen, und sich mit den Augen fragten, was diese Worte wohl sagen wollten, sprang Almar plötzlich auf, warf sich auf Izarn, packte ihn bey der Gurgel, und warf ihn zu Boden. Izarn war in Gefahr, nur noch zwey Augenblicke zu leben, als es den Mönchen glückte, ihn von Almars Wuth zu befreyen. Aber sie mußten allerseits ihre Kräfte vereinigen um das zu bewerkstelligen.

„O,“ — sagte Izarn mit kaltem Blute, als er sich wieder in Ordnung gebracht hatte — „der junge Mensch ist rasend geworden — er ist toll — man muß ihn an Ketten legen.“

„Nein, Mörder,“ — schrie Nimar — „ich bin nicht toll — mein Verstand ist sehr gut — denn ich kenne Dich an der Zahnlücke, die der Satan diese Nacht hatte.“

„Er ist toll! er ist toll!“ — sagte Izarn — „man muß ihn schleunig binden.“

„Laßt mich seine Seele von ihm fodern, wie er sie diese Nacht von Elias foderte. — Laßt mich, sage ich!“

Jetzt schlug Nimar einen Mönch zu Boden, und Izarn sprang in den Winkel, in welchen der Superior vom Anfange an gesprungen war. Aber nun kamen Stricke an, und der arme Jüngling wurde an Händen und Füßen gebunden. Er konnte weiter nichts thun, als hundertmahl seinen Henkern wiederhohlen, daß Izarn der Satan mit der Zahnlücke wäre.

Der Superior und Izarn hielten unterdessen mit einander Rath, was bey der Sache zu thun wäre. Nimar war in das fürchterliche

Geheimniß der vorigen Nacht' eingedrungen, und der jetzige Austritt hatte einige Mönche herbeygeführt, die nicht von den Eingeweihten waren. Man mußte vorsichtig zu Werke gehen, und also wurde beschloffen, daß Nimar einstweilen in ein unterirdisches Gefängniß gebracht werden sollte, bis die Umstände erlaubten, weiter über ihn zu verfügen.

Man war eben im Begriffe diesen fürchterlichen Beschluß zu vollziehen, und Nimar, geschleppt von vier schnaubenden Ungeheuern, und den Kopf mit einem großen Tuche umhüllt, das sein Geschrey um Hülfe erstickte, war schon auf dem Wege nach den unterirdischen Gefängnissen, als man plötzlich einen Lärm an der äußern Pforte des Klosters hörte. Man blieb stehen, man horchte, man schickte eilig auf Kundschaft.

Der Mönch, den man abgeschickt hatte, kam leichenblaß zurück, und sagte, es wären mehr als zwanzig Geharnischte an der Pforte, welche schlechterdings die Oeffnung foderten, und auf der Straße stände eine unermessliche Menge Volks, welche mit lautem Geschrey

Elias und Nimar heraus verlangten. Der Superior erschrak, und rang die Hände, aber Izarn, der mit seinen Verbrechen Troß zu verbinden wußte, sagte, er wollte selbst hingehn, um die Geharnischten zurückzuweisen, und befahl, den Tollen immer fortzuschaffen.

Man gehorchte, aber man mußte durch einen kleinen Hof, der von der Straße nur durch eine alte Mauer gesondert war, die schon längst den Einsturz gedroht hatte. Kaum wußte sich Nimar in diesem Hofe, als er durch eine schnelle Bewegung seinen verhüllten Mund ein wenig befreyte, und aus allen Kräften um Rettung schrie. Das Volk in der Straße hörte das Geschrey, und fing nun an die Mauer zu bestürmen. Von der andern Seite ließ sich der Graf von Comminges — denn dieser war selbst an der Spitze der Geharnischten — auf Izarn's Ausflüchte gar nicht ein, sondern befahl geradezu, die Pforte einzuschlagen. Der Lärm stieg nun aufs höchste. Der wüthende Missionär kam zurück, schrie den erblaßten Mönchen zu, brüllte, daß sie das Heiligthum des Herrn vertheidigen sollten, und hörte plötzlich Nimars Geschrey.

Er stürzte in den Hof, wo Almar schrie, fluchte den Ungeheuern, die ihn hatten laut werden lassen, und brüllte ihnen zu: „Erwürgt ihn! erwürgt ihn!“

Eben sollte sein Wille vollzogen werden, und schon wurde die Schleife gezogen, als plötzlich mit Krachen die Mauer einstürzte, und das Volk aus der Straße hereinbrach, und in wenig Augenblicken den Hof überschwemmte. Die heulenden Mönche entflohn. Szarn wollte dennoch das Verbrechen vollenden, aber ein fürchterlicher Faustschlag aus der Menge hervor streckte ihn todt auf den Boden.

Die Pforte war nun auch eingeschlagen, und der Graf von Comminges drang mit seinem Gefolge in das Kloster. Er befahl sogleich, den Superior und alle Mönche zu ergreifen. Darauf stürzte er nach dem Orte, wo das Volk um den unglücklichen Jüngling her stand, der erschöpft und ohne Besinnung am Boden lag. Er gab augenblicklich Befehl, daß er nach seinem Pallaste getragen würde, und eilte weiter, um Elias von Barsole zu retten. Er fand den

Leichnam des Ermordeten, und stürzte stumm auf ihn hin.

„O,“ — schrie er nach einem langen Stillschweigen — „daß ich dein Verlangen zu treulich erfülle habe, edler Greis! — daß ich nicht noch vor der Stunde gekommen bin, die du mir bestimmt hattest!“

Er wurde jetzt abgerufen: das Volk hatte sich brüllend des Leichnams von Izarn bemächtigt, und machte Anstalt ihn in Stücke zu zerreißen. Die Befehle des Grafen hemmten diese unnütze Wuth, das Volk stand ab, und der Leichnam des Ungeheuers wurde bey Seite geschafft.

Jetzt ließ der Graf den Superior vor sich führen; aus seinen Aussagen erhellte, daß alle die Abscheulichkeiten, welche vorgefallen waren, dem Legaten Izarn zu Schulden kamen. Der unglückliche Superior, der mehr schwach als bössartig war, hatte geglaubt, ein päpstlicher Legat wäre untrüglich, seine Befehle wären der Wille Gottes, und gegen einen Ketzer könnte man sich übrigens keines Verbrechens schuldig machen. Der Graf ver-

kannte den Superior aus Noignon: die Mönche, die an dem Verbrechen Theil genommen hatten, erfuhren eben dasselbe Schicksal: die übrigen blieben ruhig in ihrem Kloster. Der Leichnam des ehrwürdigen Elias von Barsole wurde feyerlich in dem Grabmahle beygesetzt, das er ehemals für die Ueberbleibsel von Aimars Vater errichtet hatte.

Aimar kam in dem Pallaste des Grafen von Comminges wieder zu sich. Allein sein Geist und sein Körper waren durch das, was vorgefallen war, zu sehr erschüttert worden: er verfiel in ein hitziges Fieber, das ihn an den Rand des Grabes brachte, und während dessen seine Einbildungskraft in einer völligen Zerrüttung war.

Die zärtliche Vorsorge des Grafen, der fast nicht das Bett seines Lieblings verließ — die sorgsame Wartung, in welcher die Leute des Grafen gleichsam mit einander wetteiferten — die Weisheit eines vorsichtigen und unermüdeten Arztes — und besonders die Jugendkraft, und die gute Natur des Kranken bezwangen endlich das Fieber.

Nach einem so tiefen Schlafe, daß nur der Arzt noch Zeichen des Lebens entdecken konnte, erwachte Aimar eines Tags, und war vom Fieber verlassen. Er hatte die Augen kaum aufgeschlagen, als er vor allen Dingen seinen gütigen Wohlthäter mit denselben aufsuchte; und der erste Gebrauch, den er von seiner entkräfteten Hand machte, war, daß er dessen Hand ergriff, und leise drückte. Von diesem Augenblicke an besserte er sich zusehends, und in wenig Tagen hatten seine Kräfte wieder so zugenommen, daß er den Grafen seine beschwerlichen Geschäfte erleichtern helfen konnte. Unterdessen vermieden beide, auch wenn sie allein waren, von den Begebenheiten im Kloster Sanct Venezet zu sprechen: und wenn es sich auch zutrug, daß bey der oder jener Veranlassung ihre Augen einander begegneten, und sich plötzlich mit Thränen füllten, so ließ man es dabey bewenden, daß man geschwind aus einander ging, und höchstens sich noch vorher stumm die Hand drückte.

Die Unruhen in Languedoc hatten unter-

dessen eine neue Gestalt gewonnen. Raimond der Sechste, der von den Kreuzzögern aus Toulouse vertrieben worden war, hatte sein Leben in der Verbannung geendet. Sein Sohn, der ihm nachgefolgt war, zeigte einen Muth und eine Standhaftigkeit, die fähig waren seine Feinde in Furcht zu setzen. Er hatte Toulouse und einen Theil seiner väterlichen Besitzungen wieder erobert.

Simon von Montfort, der Toulouse zum zweyten Mahle erobern wollte, war unter den Wällen dieser Stadt von einem Steine erschlagen worden. — Amalrich, der Sohn dieses ehrgeizigen Eiferers, hatte die Nachricht von diesem Unfalle nach Paris gebracht; und der König von Frankreich, der eine Ehre darinn suchte, die Sache der Kreuzzögler zu unterstützen, hatte sich an die Spitze eines zahlreichen Heeres gestellt.

In Begleitung seiner Gemahlinn, der Königin Blanca, und des Cardinal-Legaten, von dem er das Kreuz empfangen hatte, war er durch das ganze Land zwischen der Seine und Durance gezogen. Alle Provinzen auf

seinem Wege hatten sich ihm sogleich unterworfen, alle Städte ihm sogleich ihre Thore geöffnet. Er bedrohte das Vaterland der unglücklichen Albigenser mit einer zweyten Ueberströmung; und der wilde Amalrich, den er zu seinem Connetable ernannt hatte, übte schon im Geiste daselbst die fürchterlichste Rache. Die Stadt Avignon hatte zuerst die gefährliche Kühnheit, diesem reißenden Strome einen Damm entgegen zu setzen.

Avignon war belagert, und die Gefahr nahm täglich zu. Der Graf von Comminges, der den Oberbefehl in der Stadt hatte, konnte keinem Entsatz entgegen sehn. Allein er war voll Muth, und er wußte seinen Muth auch denen einzuschößen, die unter ihm fochten. Man war entschlossen, sich unter dem Schutte der Stadt zu begraben. Jedoch hatte man noch Hoffnung, den Feind abzuschlagen, wenn man fortführe, Klugheit mit Herzhaftigkeit und mit Beharrlichkeit zu verbinden. Man war überdem von einem Theile der Einwohner von Beaucaire und von Tarascon unterstützt, welche Avignon zu Hülfe gekommen waren.

Man that häufige Ausfälle. Nimar befand sich bey allen, und er kehrte nie zurück, ohne sich ausgezeichnet zu haben. Die Lehren des weisen Elias von Barsale hatten sehr guten Boden gefunden, und sehr gute Wurzeln geschlagen. Der Graf von Comminges trug nach einiger Zeit kein Bedenken, ihm einen Theil der belagerten Stadt zur Vertheidigung anzuvertrauen, während er dem Herrn von Beaucaire einen andern Theil derselben übergab. Der junge Nimar bekam den Theil des Walles zu beschützen, der sich an der Abendseite der Stadt längst der Rhone hinabzog.

In der untern Ecke des Walls, wo er vom Flusse abging, um sich wieder nach Morgen zu wenden, stand ein hoher Thurm, der den Fluß beherrschte. Eines Abends bey hellem Mondscheine bestieg Nimar die höchste Spitze dieses Thurms, um, so viel es diese schwache Beleuchtung zuließ, das Lager und die Stellung des Feindes auszukundschaften, und zugleich zu untersuchen, ob sich von dieser Seite schieklich ein Ausfall unternehmen ließe. Plötzlich stellte sich ihm ein Gedanke dar, den er aber in den

ersten Augenblicken nicht achtete. Der Gedanke kam noch einmahl, und er beschäftigte sich länger mit ihm, entließ ihn aber doch wieder. Er wollte eben wieder herabsteigen, als der Gedanke zum dritten Mahle erschien, und nachdem er ihn nun reiflich von allen Seiten betrachtet hatte, schien ihm die Ausführung desselben gar nicht unmöglich.

Die Gefangnen, die man bey den verschiednen Ausfällen gemacht hatte, stimmten in ihren Erzählungen alle überein, daß der Cardinal-Legat und Amalrich mit ihren vertrauesten Freunden unter den Befehlshabern der Kreuzzügler die Nächte in einem schönen Schlosse nicht weit von Avignon zubrachten, und dort sich allen Arten von Vergnügungen überließen. Dieses Schloß, das ehemals den Königen von Avelat zugehört hatte, lag den Fluß abwärts in der Entfernung von ein paar Stunden von Avignon. Es war von hohen und dicken Mauern und von tiefen Gräben eingeschlossen, und hatte bloß von der Seite der Gärten, die an der Rhone hinliefen, einen etwas freyern Zugang über eine Zugbrücke. Die Erbauer

Erster Theil. ¶

hatten geglaubt, daß die steilen Ufer und der reißende Lauf des Flusses das Schloß von dieser Seite hinlänglich sicherten. Es gab nichts wollüstigers, als diese Gärten, und nichts heimlicher, als dieses Schloß. Der Cardinal-Legat und der Oberbefehlshaber des heiligen Kreuzzugs hatten sehr wohl gewußt, was sie thaten, als sie dieses schöne Plätzchen zu ihren Erhöhungen gewählt hatten. Es war gar nicht nöthig, daß jeder gemeine Kreuzzügler die Art dieser Erhöhungen kennen lernte, und da man noch obendrein immer die Nacht darzu wählte, so bewahrte die Lage des Schlosses das Geheimniß desto sicherer.

Kurz Aymar entwarf den verwegenen Plan, das Schloß von der Seite des Flusses zu überfallen, den Cardinal-Legaten, und vielleicht auch den Oberbefehlshaber Amalrich, aufzuheben, und sie als Kriegsgefangne nach Avignon zu führen. — Er eilte noch diesen Abend zum Grafen von Comminges, und theilte ihm freudig und begeistert seinen Entwurf mit. Der Graf, der mehr Erfahrung hatte, als der Jüngling, drückte ihm lächelnd die Hand, lobte

seinen Muth, und mißbilligte seinen Anschlag. Der junge Ritter war untröstlich, behauptete, die Gefahr wäre weit geringer, als sie zu seyn schiene, erklärte weitläufig dem Grafen alle die Maßregeln, durch die er seinen Zweck zu erreichen gedächte, und drang so sehr in ihn, daß er ihm seinen heißesten Wunsch gewähren möchte, daß der Graf endlich einwilligte.

„Gut, mein Sohn,“ — sagte der Graf — „ich will mich nicht länger widersetzen. Aber die Unternehmung ist nicht bloß kühn; sie ist mehr verwegen, als sie kühn ist.“

Die Sache konnte nicht sogleich ausgeführt werden; man mußte warten, bis der Mond nicht mehr die Nächte erleuchtete. Unterdessen traf Almar die nöthigen Anstalten zu seinem Unternehmen, und fünfzig Freywillige, die unter seinen Befehlen einen kühnen Streich ausführen sollten, waren wenige Stunden nach der ersten Aufforderung bereit, mit ihm zu gehen, wohin er sie führte.

Die sehnlich erwartete Nacht, die man für die Unternehmung bestimmt hatte, brach endlich an. Der Graf von Comminges um-

armte seinen Liebling noch einmahl, und empfahl ihm Vorsicht und Bedachtsamkeit. Aimar ließ zwey kleine Schiffe an den Fuß des Thurmes führen, auf welchem er seinen Plan zuerst gedacht hatte, besetzte dieselben mit den funfzig wohlbewaffneten Freywilligen, befahl ihnen kein lautes Wort zu sprechen, warf sich selbst in ein kleineres Fahrzeug, und schwamm an der Spitze seiner kleinen Flottille im tiefsten Stillschweigen den reißenden Strom hinab.

Die Nacht war ein wenig stürmisch: der Himmel war umwölkt, und kein Stern war zu sehn. Das Herz schlug dem jungen Ritter hoch, daß ihn die Elemente selbst zu begünstigen schienen. Er fuhr unentdeckt längst am feindlichen Lager hinab, und war in weniger als zwey Stunden unter den Gärten des Schlosses. Ihre Erleuchtung verrieth sie, und zeigte zugleich durch ihren Schimmer den Fahrzeugen die schicklichsten Stellen am Ufer.

Aimar trat fürs erste allein ans Land. Er erstieg das Ufer, und sah ein leeres Wachzelt. Diejenigen, die es bewachen sollten, hatten es aus Sicherheit verlassen, und waren im Garten

zerstreut. Die Waffen lagen auf der Erde umher. Nimar schlich ein wenig weiter, und nun konnte er deutlich hören, daß man hier fluchte, und wüfelte — daß man dort lachte, und Gesundheiten trank — und daß an einem dritten Orte weibliche Stimmen unter die männlichen kreischten. Er beschloß diesen günstigen Augenblick schleunig zu benutzen, ging zurück ans Ufer, und ließ seine Freywilligen so still als möglich ans Land treten. Da Nimar wohl wußte, daß es unmöglich wäre, den reisenden Strom wieder aufwärts zu fahren, und da er befürchtete, der Anblick der Fahrzeuge möchte zufälliger Weise sein Daseyn verrathen, so befahl er die Fahrzeuge sanft vom Ufer abzustößen, und sie dem Strome zu überlassen, der sie dann leer nach dem Meere hinabführen möchte.

Mit seiner kleinen Gesellschaft zog er sich im tiefsten Stillschweigen hinter einer Buchenwand hin bis an einen verdeckten und ganz finstern Platz. Hier theilte er seine Mannschaft in zwey Haufen. Der eine sollte ihm ins Schloß nachfolgen, und der andre sollte hier

bleiben, und auf das Zeichen warten, das er ihnen geben wollte.

„Sobald Ihr“ — sagte er leise zu der Mannschaft vom zweyten Haufen — „in dem Balcon des Schlosses, den ihr von hier durch das Laub sehen könnt, eine brennende Kerze erblickt, so stürzt über die trunkne Wache her, und macht zu Gefangnen, was sich zu Gefangnen ergeben will. Aber habt wohl Acht, daß Ihr sie von jenem Zelte abschneidet, wo sie fast, alle ihre Waffen haben liegen lassen. Bis ich das Zeichen gebe, bewege sich keiner von seiner Stelle!“

Sogleich stellte er sich an die Spitze des ersten Haufens, und zog mit demselben nach dem Schlosse zu. Er wählte zu seinem Wege die entferntesten und dunkelsten Gänge an der Gartenmauer hin, und niemand wurde laut. Er hatte glücklich und ohne irgend einen Anstoß mehr als die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als er ein heftiges Brüllen hörte. Er hielt an, und horchte. Es kam aus einer Laube voll Trinker, die wieder einmahl anfangen, Gesundheit zu brüllen.

„Kameraden,“ — fing plötzlich eine Stimme an, welche die Stimme eines jungen Menschen zu seyn schien — „so bringt Euch doch nicht ganz um den Verstand. Ich weiß nicht, mir ist so bange. Das Ufer des Flusses ist unbewacht, und Ihr sitzt hier in Sicherheit ohne Waffen. Wenn nun etwas vorfiel? — Thut mir den Gefallen, und geht auf Eure Posten.“

„Junger Herr,“ — stammelte einer in der Laube — „man hörts meiner Seele, daß Ihr nicht lange mit gewesen seyd. Unser einer riechts gleich an der Luft, ob sicher Wetter ist. Heiße, Kamerad, schenk ein!“

„Alle ehrliche Mädchen sollen leben!“ — brüllte ein zweyter.

„Und die unehrlichen auch mit!“ — brüllte der dritte.

„Und die Ketzer sollen leben, bis sie der Teufel alle hohlt!“ — brüllte der vierte.

„Ja, die verfluchten Ketzer sollen leben!“ — schrien alle, die in der Laube waren, und man hörte den jungen Menschen nicht weiter sprechen.

Nimar rückte nun weiter vor, hielt sich aber mit seinem Zuge so entfernt als möglich von der Läube. Man erreichte endlich den Ausgang der bedeckten Gänge, aber von hier an bis zur Zugbrücke war noch ein freyer Platz, den die erleuchteten Fenster des Schlosses sehr hell machten. Nimar winkte seinen Leuten Halt zu machen, und ging ganz allein vorwärts.

Er horchte; plötzlich hörte er geschwind laufen, und sah in einiger Entfernung Schatten, die sich sehr schnell bewegten. Aber das Geräusch entfernte sich, und die Schatten verschwanden. Er faßte Muth, und wollte eben zurück gehn, um seinem Zuge einen Wink zu geben, daß alles sicher wäre, als eine Mannsperson mit einem Frauenzimmer aus einem dichten Gebüsch hervorgesprungen kamen, und in der Eile an ihn anrennten. Nimar griff sogleich nach seinem Degen.

„Tausendmahl um Vergebung, lieber Ritter von Andosse!“ — sagte die Mannsperson, und eilte mit dem Frauenzimmer weiter.

„Ich muß dem Ritter von Andosse ähnlich sehn,“ — sagte Nimar bey sich selbst — „und das gibt einen guten Nutzen.“

Er eilte zurück an den Ort, wo er seine Mannschaft gelassen hatte, und nahm nur vier Mann mit sich.

„Wenn Ihr husten hört,“ — sagte er zu den übrigen — „so kommt Ihr leise nach.“

Er kam mit den vier Mann an die Zugbrücke.

„Wer da?“ — rufte die halbgeschlafene Wache, aber mehr aus Gewohnheit, als aus Argwohn.

„Der Ritter von Andosse!“ — antwortete Nimar.

„Ach, Herr Ritter,“ — sagte die Wache, und gähnte — „thut mir doch den Gefallen, und laßt mich ablösen. Es ist mir gar nicht recht wohl. Ich möchte gern ein bißchen schlafen.“

Der Ritter von Andosse ließ sogleich die Wache durch einen von seinen Leuten ablösen. Die drey andern nahmen der Wache freundlich ihre Rüstung ab. Die Wache legte sich,

und schlief ein. Und der Ritter von Andosse hustete.

Nach wenig Augenblicken war die Tafel im Speisesale des Schlosses von Almars Freywilligen umringt. Die Mädchen, oder was sie waren, wollten schreyen, aber die gezuckten Schwerter legten ihnen Stillschweigen auf. Die Herren hatten sich des nächtlichen Besuchs so wenig versehen, daß sie schon in völligen Nachtkleidern waren. Almar nahm eine Wachskerze von der Tafel, und setzte sie in den Balcon.

„Graf von Montfort,“ — sagte Almar — „und Herr Cardinal-Legat, Ihr seyd meine Gefangnen. Ihr werdet diesen Augenblick hören, daß an keinen Widerstand zu denken ist. Ich gebe Euch mein Ritterwort, daß Euch und Eurer männlichen Gesellschaft kein Leid geschehen soll. Mit den Jungfrauen, die Ihr bey Euch habt, führe ich keinen Krieg. Sie können nach unserm Abzuge gehn, wohin sie wollen.“

Almar hatte kaum ausgesprochen, als ein fürchterliches Brüllen vom Garten herauf-

stieg. — Der Graf von Montfort knirschte mit den Zähnen, und der Cardinal-Legat betete mit den Zähnen. Aber die ganze Gesellschaft ergab sich zu Kriegsgefangnen.

Nimar mußte nunmehr zu Lande gehen, und da gab es nur einen einzigen Weg, durch den er hoffen konnte, seine Gefangnen nach Avignon zu bringen, und er hatte ausdrücklich einige Wegweiser beizugehen mitgenommen. Aber ungeachtet der Weg meistens über Felsen und Klippen ging, so hatte er doch auch einige offene Stellen, die schlechterdings nicht zu vermeiden waren, und die ihm bey der Nähe des feindlichen Lagers sehr gefährlich werden konnten.

„Kameraden,“ — sagte Nimar laut vor seinen Gefangnen zu seiner Mannschaft — „ich habe unsern Kriegsgefangnen mein Ritterwort gegeben, daß ihnen kein Leid geschehen soll. Aber ich befehle Euch auch hiermit, daß jeder von Euch den Gefangnen, den er zu führen bekommt, augenblicklich niederstößt, sobald er unterwegs laut wird. Sobald wir glücklich in Avignon angelangt sind, soll unsern Gefangnen alle die Bequemlichkeit verschafft werden,

welche die Umstände einer belagerten Stadt nur immer erlauben.“

Alles schwieg: Aimar horchte. Das Getümmel im Garten nahm ab. Aimar vertheilte die Gefangnen unter seine Mannschaft, und zog nun über die Zugbrücke hinaus in den Garten. Sogleich kam ihm einer von dem zweyten Haufen entgegen, der abgeschickt war, um ihm Bericht zu erstatten.

„Nun, Kamerad, wie gehts?“ — sagte Aimar.

„Gut, Herr Ritter! Was geschlafen hat, das mag schlafen: und was gewacht hat, das hat sich ergeben. Aber da haben wir noch einen einzigen verdammten jungen Kerl, und der hat den Teufel im Leibe. Er hat uns vier unsrer besten Leute zusammengewetzt, aber jetzt steckt er in einer Laube, und da hilft nichts, er muß dran. Es geht eben tüchtig über ihn her.“

„Halt!“ — schrie Aimar aus Leibeskräften — „halt, Kameraden! halt!“

„Wird wohl nichts helfen, Herr Ritter! der hat keine Darmherzigkeit zu hoffen.“

„Ungeheuer, führe mich zum Kampfs-
plafe.“

Aimar kam eben zur rechten Zeit an. Er
fiel dem in den Arm, der dem unglücklichen
Jünglinge den Kopf spalten wollte.

„Halt! bey Todesstrafe!“ — schrie
Aimar, und alle Schwerter sanken nieder.

„Herr Ritter,“ — sagte der Jüngling
— „wer Ihr auch seyn mögt, wollt Ihr mich
zu Eurem Gefangnen annehmen nach Ritter-
recht?“

„Wie ein Ritter einen Gefangnen an-
nimmt nach Ritterrecht, so nehme ich Euch zu
meinem Gefangnen an.“

„Ich stehe mit meinen Füßen auf meinem
Schwerte: ich reichte es Euch gern hin, aber
ich bin in beide Arme verwundet.“

„Gebt mir Euern Nahmen, da Ihr mir
Euer Schwert nicht geben könnt.“

„Ritter von Andosse! Und soll ich Euch
mein Schwert selbst überreichen, so wartet, bis
ich von meinen Wunden hergestellt bin.“

„Auf Ritterwort?“

„Auf das Wort des Ritters von Andosse!“

„Mein Name ist Nimar von Castellane. Sorgt für Eure Gesundheit, Herr Ritter, und glaubt, daß ich mich darauf freue, Euch wiederzusehn. Meine Augenblicke sind diese Nacht kostbar. Lebt wohl, und sorgt für Euch.“

Der Ritter von Andosse war jetzt weiter aus der Laube hervorgetreten, und Nimar erkannte beym Scheine einer Fackel wirklich, daß der Ritter ihm ganz außerordentlich ähnlich war. Der Wundarzt des Cardinal-Legaten kam herbey: Nimar übergab ihm den Verwundeten.

„Noch einmahl, lebt wohl, Herr Ritter;“ — sagte Nimar, und küßte ihn — „ich liebe Euch, ohne zu wissen warum.“

Nimar kehrte zum Zuge zurück. Man setzte sich in Bewegung: man eilte, so sehr es die beschwerlichen Schleifwege erlaubten. Denn man mußte Avignon vor Tages Anbruch zu erreichen suchen. Die tiefste Stille herrschte in dem langen Zuge: denn Nimar schien den Gefangnen ein Mann von Wort zu seyn. Als man zwey Drittheile des Weges ohne Hinderniß zurückgelegt hatte, sang dennoch der Tag an

zu grauen: und als Aymar an der Spitze seines Gefolgs die Höhe eines Weinbergs erstiegen hatte, erblickte er wirklich schon in der Dämmerung die Thürme von Avignon.

Man senkte sich durch einen engen Weg vom Weinberge herab, aber kaum hatte Aymar den Fuß aus dem engen Schlunde in die Ebene herausgesetzt, als er ein Geräusch hörte. Er ließ halten, legte sich an die Erde, und unterschied nun deutlich, daß ein Trupp Ketten in Bewegung war, und daß sich der Trupp näherte. Er befahl sogleich seinen Freywilligen, sich hervorzuziehen, und sich zum Gefechte anzuschicken. Die Gefangnen blieben unter einer kleinen Bedeckung im Schlunde.

Kaum hatte Aymar erkannt, daß die Feinde höchstens noch einmahl so stark waren, als seine Mannschaft, als er das Zeichen zum Angriffe gab, und den Trupp, der an nichts Arges dachte, plötzlich überfiel. Nach einem fürchterlichen Gefechte von einer Viertelstunde, in welchem kein Theil dem andern den Preis der Tapferkeit lassen wollte, war Aymar Herr des Kampfplatzes, der mit Todten und Verwunde-

ten besät war, und nur wenige der Feinde hatten ihr Heil in der Flucht gefunden.

Aber einige dieser Flüchtlinge stießen unterwegs auf einen Haufen von fast zwey hundert Mann, der von Cavaillon her nach dem Lager der Kreuzzügler zog. Es waren theils Reifige, theils Fußvolk, und ihr Anführer ließ sich von den Flüchtlingen sogleich den Weg nach dem Kampfsplatze zeigen. Aïmar hatte eben die gefährliche Ebne durchschnitten, und wollte sich wieder durch eine Schlucht auf die Höhe hinaufziehen, als er plötzlich zum zweyten Mahle sich in Schlachtordnung stellen mußte. Die Feinde fielen mit einem fürchterlichen Geschrey an — Aïmar verlor die Besonnenheit nicht. Der Anführer der Feinde selbst sprengte mit eingelegter Lanze und mit verhängtem Zügel auf Aïmar an, um ihn augenblicklich durch und durch zu rennen; Aïmar machte gerade im rechten Augenblicke eine geschickte Wendung, und führte seinen Streich auf den Kopf des Pferdes so gut, daß dieses in der Betäubung sich bäumte, sich umschlug, und seinen schwergerüsteten Ritter unter sich erdrückte.

Die Feinde wurden wüthend, als sie ihren Anführer stürzen sahn: sie erhoben ein betäubendes Gebrüll, um sich dadurch noch wüthender zu machen. Aïmar und seine Freywilligen thaten Wunder der Tapferkeit, jeder war ein Held, jeder schien übermenschliche Kräfte zu besitzen. Aber Aïmar hatte bereits in dem ersten Gefechte einige Verwundete bekommen, die an dem zweyten Gefechte keinen Antheil nehmen konnten — die Gefangnen wurden unruhig, und er mußte eine stärkere Wache bey ihnen lassen, als das erste Mahl — dererjenigen, die wirklich mit fechten konnten, waren allzuwenig. Der kleine Haufe war von allen Seiten umringt, er hielt sich in einem dicht gedrängten Kreise beyammen, schloß augenblicklich alle Lücken, die ein Todter oder ein Verwundeter machte, schleuderte hinter einem Walle von niedergestreckten Feinden rings umher Tod oder Verstümmelung, und schmolz endlich selbst bis auf den einzigen Aïmar zusammen, der zuletzt gleichfalls mit Blute bedeckt unter die Todten hinsank.

Die Gefangnen waren befreyt, ihre kleine
Erster Theil.

Wache mußte sich ergeben. Der Cardinal-Legat und der Graf von Montfort befahlen sogleich die Verwundeten zurück ins Schloß zu schaffen, die Todten von der rechtgläubigen Parthey anständig zu begraben, die Ketzer aber den Raubvögeln zu überlassen. Nimar lag, und war den Vögeln des Himmels zur Speise angewiesen.

Der Ritter von Andosse, dessen Wunden nur beschwerlich, aber weder tödtlich, noch gefährlich waren, erschrak beynahe drüber, als er hörte, daß er nun frey war. Allein kaum hatten ihm diejenigen, welche die Verwundeten ins Schloß brachten, erzählt, daß auf Befehl des Cardinal-Legaten und des Oberfeldherrn die Ketzer unbegraben liegen bleiben sollten, als ihn ein heiliger Schauer ergriff. Der Gedanke, den Ketter seines Lebens als ein Raß auf dem Felde liegen zu wissen, war ihm unerträglich. Er schickte sogleich an den Grafen von Montfort, und bath sich von ihm zur Gnade aus, daß er einen Mann, dem er die Erhaltung seines Lebens zu danken hätte, ehrlich zur Erde bestatten dürste.

Der Graf ließ ihm empfindlich zurückfagen, jede Ehrenbezeugung, die man dem Leichname eines Kezers widerfahren ließe, wäre eine Beleidigung der guten Sache, und Mitleiden mit einem Verdammten wäre nicht Edelmuth, sondern tadelnswürdige Schwäche. Der Ritter von Andosse begriff leicht, daß der Graf von Montfort in Ewigkeit einem jungen Ritter nicht verzeihen würde, der ihn auf eine so merkwürdige Art in seinen geheimen Vergnügungen gestört hatte, und beschloß, es möchte draus entstehen, was da wollte, dem Gebothe der Menschlichkeit und seines Herzens ohne weitere Anstake zu gehorchen.

„Robert,“ — sagte er plötzlich zu seinem Diener — „ich muß auf den Wahlplatz.“

„Herr Ritter, Ihr könnt ja nicht.“

„Ich kann: Du führst mich.“

„Aber der Wundarzt! Er hat gesagt, Ihr sollt Euch ruhig halten.“

„Den Wundarzt fragen wir um Rath, wenn wir wieder zurück sind.“

„Aber Ihr haltet den Weg nicht aus.“

„Aber wir ruhen unterwegs, und ich muß fort, und Du führst mich.“

Der Diener schwieg, und die Reise wurde angetreten. Es wurde ein schöner Tag, aber die Sonne schien warm, und der Ritter wurde immer matter. Man mußte mehr als Einmahl ausruhen, aber der Ritter gab seinen Plan schlechterdings nicht auf. Endlich war man nur noch zwey hundert Schritt vom Wahlplatze, und der Ritter saß, an seinen Diener gelehnt, auf dem Stocke eines abgehauenen alten Kastanienbaums, als er etwas gehen hörte. Es kam näher, und es war ein Landmann, der sein Grabseil auf der Schulter hatte.

„Helf Gott!“ — sagte der Mann im Vorübergehn.

„Wo willst du hin, Landmann?“ — fragte der Ritter.

„In die Erde, Herr!“

„Kannst du ein Grab machen, Landmann?“

„Herr, ich mache nichts als Gräber.“

„Ich bezahle dich reichlich dafür.“

„Das bin ich schon gewohnt, Herr. —

Meine Gräber werden mir alle reichlich bezahlt.“

„Wie meinst du das?“

„Ich nu, Herr, ich habe noch nichts begraben, woraus nicht was Lebendiges geworden ist.“

„Aber heute sollst du einen Todten begraben.“

„Auch gut! Wird schon wills Gott auch ein Lebendiger draus werden.“

„Komm mit! wir müssen ihn erst unter andern Todten suchen.“

Unterstützt von seinem Diener auf der einen, und von dem ehrlichen Bauer auf der andern Seite, erreichte der Ritter von Andosse endlich den Wahlplatz. Das Blut mußte aus mehr als hundert Quellen geflossen seyn; Leichname lagen auf Leichnamen, Kasse lagen über Menschen, abgehauene Arme lagen auf zerspaltenen Hirnschädeln. Der Anblick erregte Grausen: den Ritter durchlief ein Schauer, der sich beynabe aller seiner noch übrigen Kräfte bemächtigte.

„Laß mich hier auf diesem Steine sitzen.“
 — sagte er zu seinen Führern — „Du, Landsmann, mache dein Grab. Und Du, Robert, suche den Todten. An der blanken Rüstung und an dem weißen Helmbüsch wirst Du ihn erkennen.“

Der Bauer ging, um ein Grab zu machen, und Robert stieg auf eine kleine Anhöhe, um das Schlachtfeld mit Einem Blicke übersehn zu können.

„Herr Ritter,“ — schrie er, und kam geschwind zurück — „ich habe den weißen Helmbüsch — dort mitten drinn liegt er oben auf.“

„Mache mir hurtig einen Weg hinein, dann komm, und führe mich an den Leichnam. Ich muß noch einmahl die Hand küssen, die den Todesstreich von mir abgehalten hat.“

Der Diener machte, so gut er konnte, einen Weg bis in die Mitte der Erschlagenen, und mit vieler Mühe gelangte der Ritter von Andosse endlich an den Leichnam. Er ließ sich auf beide Knie nieder. Robert unterstützte ihn.

„Mache den Handschuh seiner rechten Hand los, und halte die Hand an meinen Mund. Ich kann nicht gut zugreifen.“

Robert hielt mit der einen Hand seinen Herrn an sich an, und suchte mit der andern den Handschuh zu lösen. Es gelang ihm.

„Mein Wohltäter,“ — sagte der Ritter — „edler, vorrefflicher Mann, dessen Andenken in meinem Herzen nie verlöschen wird, — o, daß der erste Augenblick unsrer Bekanntschaft zugleich der letzte seyn mußte — aber wir werden uns gewiß wiedersehn — und bis wir uns wiedersehn, laß mich noch die heilige Hand küssen. . . . Um Gottes willen, Hülf! Hülf! die Hand ist warm, sie regt sich.“

Die Freude gab ihm Kräfte, daß er sich ohne Hülf aufrichtete. Er trat lang auf, und rufte über die Leichname weg dem Bauer zu.

„Landsmann, Hülf! Hurtig, Hülf! Er lebt, er lebt!“

Der Bauer warf sein Grabscheit weit von sich, und kam jubelnd gesprungen.

„Hurtig!“ — schrie der Ritter — „zieht

das Wasser auf! löst die Rüstung! macht Luft,
macht Luft!“

Man zog das Wasser auf: die Augen des
Todten waren verschlossen, der Mund war halb
offen. Man löste die Rüstung und den Helm;
der Todte seufzete ganz leise. Nur der Bauer
hörte es.

„Heilige Mutter Gottes!“ — schrie der
Bauer, und that einen hohen Sprung — mein
Todter ist ein Lebendiger geworden.“

„Landsmann,“ — fragte der Ritter —
„ist deine Wohnung weit von hier?“

„Laßt mich nur machen, Herr! Dort seht
Ihr meine Hütte, dort oben auf der Anhöhe!
Es ist keine Viertelstunde von hier.“

„Geschwind, macht eine Tragbahre!“

„Ey, das versteht sich, Herr! — Mei-
nen Lebendigen laß ich nicht hier.“

In kurzer Zeit waren einige Schäfte von
zerbrochenen Lanzen, die umherlagen, mit den
Riemen, die man hie und da ablöste, zu einer
Bahre zusammengebunden. Man breitete Klei-
der drüber, so viel man deren habhaft werden
konnte; man bedeckte die Kleider mit einer dick-

ten Lage weicher Maulbeerblätter; man legte drüber weg eine Fahne, welche Robert von un-
gesehr unter einem Haufen Erschlagner hervor-
zog; und auf dieses Paradebett hob man so sanft,
als man nur konnte, den todten Lebendigen,
der jetzt anfang von Zeit zu Zeit zu athmet.

„Wie heißest Du, Landsmann?“ —
fragte der Ritter von Andosse.

„Herr, ich heiße Silvester Oltvier. Ihr
dürft aber nur nach dem fröhlichen Bauer
fragen, so gibt Euch die ganze Gegend Be-
richt.“

„Silvester, ich bin krank; ich muß hier
bleiben. — Ihr beide tragt den Verwundeten
fort. Du, Robert, kommst sogleich wieder —
und Du, Silvester, wartest und pflegst ihn,
wie deinen Sohn.“

„Herr, ich lasse meinen Lebendigen nicht.
Was einem der liebe Gott beschert, das muß
man hochhalten.“

„Ich werde Dir schleunig Beystand schif-
fen: ziehe einstweilen diesen Ring von meinem
Finger. Er sey Dir ein Unterpand, daß Du
reichlich belohnt werden sollst.“

„Herr, ich bin schon belohnt. Es ist ja mein Lebendiger.“

„So nimm ihn wenigstens, damit Dich die erkennen, die ich an Dich sende. Wer nicht nach dem Ringe fragt, und den Ring nicht beschreiben kann, dem gibst Du keinen Bescheid.“

„Ey freilich, Herr, da muß ich den Ring nothwendig haben.“

Der Bauer zog dem Ritter den Ring ab, und man trug langsam den Verwundeten davon. Der Ritter wartete, bis sein Diener wieder kam, und erfuhr von ihm, daß Umar sogleich nach seiner Ankunft in der Wohnung des Bauers die Augen ein wenig aufgeschlagen hätte, daß sie aber sogleich sich wieder verschlossen hätten.

Allein der Schrecken, der Unwille, der Gram, die Freude, die heute wechselsweise dem Ritter von Andosse in Bewegung gesetzt hatten, verbunden mit den Beschwerlichkeiten des Weges und mit der Hitze des Tags, konnten nicht anders als seine wenigen Kräfte völlig erschöpfen! Sobald ihm Robert gesagt hatte, daß sein geretteter Freund die Augen aufgeschlagen hätte,

klagte er über Schwindel, und sank in Roberts Arme.

Ein Mönch zog in der Ferne vorüber. Robert schrie, der Mönch kam herbey, und war sogleich bereitwillig nach einem Wagen zu eilen. Er wußte guten Bescheid, denn er sprang nach der nächsten Schlucht hinab in eine kleine Mühle, und kam kurz drauf mit einem Fuhrwerke wieder, das mit zwey Eseln bespannt war. Der Ritter wurde ohne Besinnung ins Schloß zurückgeführt. Aber kaum hatte Robert mit Hilfe des Wundarztes ihn zu sich gebracht, als beide schon den Befehl erhielten, vor allen Dingen zum fröhlichen Bauer zu eilen, und dort zu helfen. Der Wundarzt sah, daß das volle Fieber schon da war, und weigerte sich seinen Kranken zu verlassen.

„Geht, geht,“ — sagte der Kranke — „so lange ich Euch hier sehe, muß es mit mir immer schlimmer werden.“

Das Fieber wurde wirklich immer heftiger, und der Ritter lag ohne Bewußtseyn. Weil nunmehr die Nacht einbrach, und weil Robert dem Wundarzte sagte, der fröhliche Bauer schiene

ihm ein sehr kluger Mann zu seyn, der für seinen Kranken gewiß Sorge tragen würde: so zögerten beide bis den folgenden Vormittag. Dann ließ der Wundarzt die nöthigen Befehle an ein paar Wärter zurück, setzte sich mit Robert zu Pferde, und eilte nach der einsamen Wohnung des fröhlichen Bauers. — Aber sie fanden diese Wohnung nicht mehr. Das Haus, die Scheuer, und alle Nebengebäude lagen in der Asche.

Der Graf von Comminges war sogleich nach Nimars Abzuge sehr unruhig gewesen. Aber diese Unruhe hatte sich gestern seit dem Anbruche des Tages von Stunde zu Stunde vermehrt. Er hatte selbst mehr als Einmahl den Thurm bestiegen, um zu sehen, ob gar nichts von Nimar und seinem Haufen zu entdecken wäre, und er war jedesmahl herabgekommen, ohne irgend etwas entdeckt zu haben. — War Nimar todt? war er gefangen? war er vielleicht nur abgeschnitten? — Auf jeden Fall mußte man alles thun, um zu wissen, woran man wäre.

Der Graf berufte einen Kriegsrath, und hier wurde einstimmig beschlossen, daß man in

der nächsten Mitternacht aus zwey entgegenge-
setzten Thoren zu gleicher Zeit einen Ausfall
thun wollte. Der Graf von Comminges sollte
selbst die eine Abtheilung anführen, der Herr
von Beaucaire die andre. Beide sollten fürs
erste so weit als möglich die Gegend durchstrei-
fen, dann an einem bestimmten Orte sich mit
einander vereinigen, und so einen Angriff auf
das feindliche Lager thun. — War Umar bloß
in Verlegenheit, so konnte er auf diese Art ge-
rettet werden. War er wirklich unglücklich ge-
wesen, so fand man vielleicht seinen Leichnam,
und bestattete ihn dann anständig zur Erde.

Aber im Kriegsrathe hatte einer von den
untergeordneten Befehlshabern geseffen, der den
Plan seinem Weibe mitgetheilt hatte. Das
Weib theilte ihn unschuldiger Weise einem Mön-
che mit. Und der Mönch, den der Graf von
Comminges bey einer gewissen Gelegenheit be-
leldigt hatte, verrieth ihn noch in der Dämme-
rung dem Grafen von Montfort.

Dieser saß eben, und sann, auf welche
Art er den erlittenen Schimpf an Avignon und
seinen Einwohnern rächen wollte. Man sann

denken, in welchem Grade ihm diese Verräthe-
rey willkommen war. Er gab augenblicklich
Befehl, daß sogleich zwey starke Haufen sich
an schicklichen Orten in den Hinterhalt legen,
und den beiden Abtheilungen der Ketzer den
Rückzug abschneiden sollten. Sobald diese bei-
den Haufen aus dem Lager gerückt waren, be-
fahl er seinem ganzen Heere, sich auf morgen
früh mit Tages Anbruche zu einem allgemeinen
Sturme auf die Stadt bereit zu halten.

Derjenige Haufen der Kreuzzügler, der
sich oberhalb der Stadt in den Hinterhalt legen
sollte, fand sehr bald eine schickliche Stellung.
Aber der andre, dem die Gegend unterhalb der
Stadt angewiesen war, konnte sie nicht so bald
finden.

Während der Anführer dieses Letztern in
der freyen entblösten Gegend umherstreifte, um
sich einen verborgnen Ort auszusuchen, sah er
von weitem ein Licht schimmern. Er ritt auf
das Licht zu, und kam an einen einzeln stehen-
den Bauerhof. Plötzlich fiel ihm ein, daß er
die Ketzer augenblicklich abschneiden könnte,

wenn sie nur bis in die Nachbarschaft dieses Hofes zu locken wären.

Er donnerte an den Thorweg: der Besitzer kam selbst, und ließ ihn ein.

„Bauer,“ — sagte der Befehlshaber trotzig — „hast du Lust mit Tages Anbruche zu verbrennen?“

„Nein, Herr!“

„So packe sogleich deine besten Sachen ein, und räume den Hof.“

„Ist denn so gar sehr nothwendig, Herr? — Ich habe einen Kranken hier.“

„Warum ist der Narr jetzt krank? Er konnte es bis nach dem Kriege versparen. Schaffe ihn heraus, wenn er nicht verbrennen soll.“

Der Befehlshaber ritt trotzig fort, und der Bauer rufte seine Leute zusammen.

„Hört einmahl,“ — schrie er — „was der liebe Gott gibt, das darf er auch nehmen. Wir müssen geschwind verreisen. Packt Eure Sachen ein. Welten, wir beide tragen die Tragbahre mit dem Lebendigen. Und Thomas spannt an, und fährt die besten Habselig-

feiten. Und du, Mutter Marthe, was man nicht ändern kann, darüber muß man sich nicht grämen.“

Mutter Marthe sagte kein Wort, und ging um einzupacken. Thomas lief um den Wagen anzuschirren, und Belten half dem Bauer die Tragbahre wieder zu rechte machen, auf welcher heute der Lebendige ins Haus gebracht worden war.

Der Lebendige, dessen Wunden die geschickte Mutter Marthe sogleich nach seiner Ankunft sorgfältig verbunden, und alle für ungefährlich erklärt hatte, schlief unterdessen in Einem fort. Mutter Marthe hatte ihn sogar eingeschlossen, damit ihr Mann nicht alle Augenblicke auf den Sähen käme, um seinem Lebendigen nach dem Pulse zu fühlen. Denn sie behauptete, die Natur hätte sich nun des Kranken angenommen, und der dürfte man ihren Kraam nicht verderben.

Binnen drey Stunden war alles in Bereitschaft zum Abzuge. Allein da Mutter Marthe, und ihr Mann, und Thomas, und Belten den Kranken mit seinem Bette davon tragen

wollten, um ihn auf die Tragbahre zu heben, schlug er plötzlich die Augen auf. Man hielt inne, und wartete. Der Kranke sah schläfrig die Laterne an. Mutter Marthe hob die Laterne in die Höhe, und beleuchtete nach einander die Umstehenden und endlich auch sich. Der Blick des Kranken folgte langsam der Laterne.

„Wo bin ich denn, lieben Kinder?“ — fragte er endlich, wie im Traume.

„Herr, in guten Händen“ — sagte Silvester — „und alleweile verreisen wir weiter — da kommt Ihr wieder in gute Hände.“

Der Kranke hob die Hand ein wenig, und er legte sie nicht eher wieder nieder, als bis ihm alle nach der Reihe die Hand gereicht hatten. Allen schossen die Thränen aus den Augen.

„Wie kann ich Euch vergelten, lieben Kinder?“ — stammelte Umar wieder.

„Ach, lieber Herr,“ — sagte Mutter Marthe, — „schlaft Ihr doch, und bekümmert Euch um nichts. Wenn Ihr nicht schlafen wollt, macht Ihr mich böse.“

Der Kranke legte das Gesicht auf die Seite,
Erster Theil. G

und schlief augenblicklich wieder ein. Man trug ihn auf die Bahre, und Marthe verwahrte ihn sehr künstlich vor der Nachtlust. Man zog ihn sehr leise ab, und sang während des Zuges leise ein Lob- und Dank-Lied. Die Reise ging nach einer Burg, die der Graf von Forealquier in der Nachbarschaft hatte, und wo Silvesters Bruder Kastellan war.

Der Graf von Comminges und der Herr von Beaucaire waren unterdessen, jeder mit seiner Abtheilung, aus zwey entgegengesetzten Thoren der Stadt gezogen, und streiften umher, um Rundschaft von Nimar und von seinem Gefolge einzuziehn. Keiner von beiden dachte dran, daß er sehr genau beobachtet würde, und der Graf von Comminges kam ohne Hinderniß bis an den Wahlplatz, auf welchem am Anbruche des vorigen Tages gefochten worden war. Man erkannte ganz deutlich die Leichname derer, die mit Nimar gezogen waren, ja man fand sogar in der Mitte derselben Nimars Helm mit dem weißen Federbusche. Man vertheilte sich, um Nimars Leichnam selbst aufzusuchen, aber man suchte vergeblich.

Möglich hörte der Graf in der Entfernung ein Brüllen und ein Getümmel, wie von Fechtenden, und wenig Augenblicke drauf stand in der Gegend, wo das Gefecht war, ein Bauerhof in vollen Flammen. Der Graf zog sogleich den ganzen Streifzug zusammen, und eilte in bester Ordnung nach dem brennenden Bauerhose. Denn es konnte niemand als Aimar seyn, der dort mit dem Reste seiner Mannschaft in Gefahr war. Man erreichte den Schauplatz des Gefechts, aber man fand weder Feinde, die man hätte bekämpfen, noch Freunde, die man hätte retten können. Der Bauerhof war verlassen, und kein einziger fremder Laut mischte sich in das Prasseln der Flammen.

Eben wurde der Graf mißtrauisch gegen diese verdächtige Stille, und eben ließ er das Zeichen geben, daß man in geschlossener Ordnung bleiben sollte, als er mit einem fürchterlichen Geschrey rechts, und links, und im Rücken zugleich angegriffen wurde.

Während der Graf von Comminges und die tapfern Männer, die er führte, wie die Helden fochten, um sich durch eine überlegne

Anzahl durchzuschlagen, und die Stadt wieder zu gewinnen, war der Herr von Beaucaire auf der andern Seite der Stadt in einem ähnlichen Gefechte begriffen. Beide hielten ihre kämpfenden Reihen fest geschlossen, beide thaten den bewundernswürdigsten Widerstand, und die Gefechte hatten sich noch nicht entschieden, als schon der Tag anfang zu grauen. Aber eben da der Tag zu grauen anfang, befand sich die Stadt Nvignon zum Unglück ohne ihre beiden obersten Befehlshaber.

Im feindlichen Lager war diese Nacht über alles zum Sturme vorbereitet worden. Die Spitze des höchsten Thurms der Stadt stieg kaum aus dem Dunkel hervor, als alle Trompeten, alle Pauken, alle Trommeln des Lagers zu gleicher Zeit erkönten. Die Stadt gerieth in Schrecken; in wenig Augenblicken waren alle Schlafende wach. Die Männer griffen nach ihren Waffen, die Weiber wälzten Steine, oder eilten um Wasser zu siedern. Die Wächter auf den Thürmen konnten nach und nach die Bewegungen im Lager unterscheiden; sie ruften herab, daß alle Fahnen im Lager wehten, und



daß die Fackelnhaufen eingerissen wären. Die Befehlshaber in der Stadt hatten sich kaum über die Vertheidigung derselben ein wenig besprechen können, als der Sturm schon seinen Anfang nahm.

Alle Theile der Stadt wurden zu gleicher Zeit bestürmt. Der Anfall war wüthend, denn der Cardinal-Legat hatte den Kreuzzögern einen uneingeschränkten Ablass versprochen. Aber auch die Vertheidigung der Belagerer war wüthend, denn sie wußten, was sie zu befürchten hatten, wenn die Stadt erobert wurde.

Berge von Fackeln und von Todten und Verwundeten füllten nach und nach an einigen Orten die Gräben. Die Sturmleitern wurden angelegt: die herabgewälzten Steine, das stehende Wasser, das brennende Pech, das herabgegossen wurde, hielten die Nachdringenden nicht ab sich dem Schicksale ihrer Vorgänger auszusetzen. Die Stadt wurde an zwey Orten zu gleicher Zeit erstiegen, und alle Gegenwehr hatte ein Ende. Der verheerende Strom vertheilte sich brüllend durch alle Straßen, und

verschonte weder Mann, noch Weib, noch den Säugling an der Brust der Mutter.

Die beiden Gefechte außerhalb der Stadt hatten sich unterdessen damit geendigt, daß der Graf von Comminges nach der tapfersten Gegenwehr gefangen genommen, und in Ketten gelegt wurde, und daß der Herr von Beaucaire das Unglück, oder vielleicht das Glück hatte, auf dem Schlachtfelde zu bleiben.

Um eben die Zeit, da die Bewohner von Avignon aus ihrem Schlafe geschreckt wurden, kam der fröhliche Bauer mit seinem kleinen Zuden geschlängelten Weg herauf, der auf die Zugbrücke der hohen Burg Hauteroche führte.

„Wer da?“ — rufte der Wächter auf die Zugbrücke herab.

„Der fröhliche Bauer,“ — antwortete Silvester, „und ich muß sogleich mit dem Castellan sprechen.“

„Wo ist das Feuer diese Nacht gewesen?“

„Das war mein Hof, Landsmann: aber mache hurtig: ich habe einen Kranken bey mir.“

Nach wenig Augenblicken sah der Castellan selbst herab, man hatte sich mit zwey Worten

verständigt, die Zugbrücke fiel nieder, und der fröhliche Bauer zog in den vordersten Hof ein. Sogleich erschien der Castellan, drückte seinen Bruder und Mutter Marthen ans Herz, reichte Thomas und Westen die Hand, und hieß sie herzlich willkommen. Er wollte anfangen, alle wegen ihres Unglücks zu trösten, und ihnen seinen Beystand zu versprechen, aber Silvester und Mutter Marthe wollten jetzt weder von Trost, noch von Beystand wissen.

„Bruder Urban,“ — sagte Silvester — „erst hurtig meinen Lebendigen zur Ruhe geschafft! der geht vor allem vor.“

„Deinen Kranken meinst Du?“

„Ja, das ist eben mein Lebendiger; denn da ich ihn begraben wollte, ward er lebendig.“

„Nun das mußt Du mir hernach erzählen. Wer ist er denn?“

„Greift an miteinander, denn der wird nicht fertig mit Fragen — aber leise, leise! — Nun geh voran, Bruder Urban.“

Der Castellan ging voran, und seine vier wachenden Gäste trugen den fünften schlafenden hinauf in das beste Gemach, das er inne hatte.

Mutter Matthe setzte sich neben das Bett, und schickte Jedermann fort, damit der Schlaf des Kranken nicht gestört werden möchte. Die Unruhe des vorigen Tages und der vorigen Nacht hatten sie ein wenig abgemattet, und sie mußte sich alle mögliche Mühe geben, die Augen offen zu behalten. Sie saß da, und sah alle Augenblicke, ob der Kranke noch athmete, und wenn sie hingesehn hatte, nickte sie, und wenn sie genickt hatte, sah sie wieder hin.

Silvester mußte unterdessen seinem Bruder erzählen. Und weil der Bruder sehr unständig fragte, und Silvester noch viel unständlicher erzählte, so dauerte die Erzählung sehr lange. Aber wer der Kranke wäre, darüber konnte Silvester dennoch keine Auskunft geben, und den jungen Ritter, der ihn hatte begraben lassen wollen, kannte er auch nicht.

„Aber der Ritter sagte, er wollte sich nach meinem Lebendigen erkundigen lassen, und da gab er mir einen Ring.“

„Einen Ring?“ — fragte der Castellan.

„Den Ring hier!“ — sagte Silvester, und zeigte ihn seinem Bruder. — „Und da

solte ich niemanden Bescheid geben, als wer nach dem Ringe fragte, und mir den Ring beschriebe.“

„Ja, du lieber Himmel, wer will alle Ringe kennen? — Aber höre einmahl, Bruder, das Wappen hier habe ich einmahl gesehen — ich habe es wahrhaftig gesehen. — Mein, ich kann mich nicht besinnen.“

Der Castellan gab den Ring zurück, und Silvester wickelte ihn wieder ein.

„Aber hübscher Leute Kind ist mein Lebendiger gewiß,“ — fing Silvester wieder an.

„Ja, das ist er; das sieht man auf den ersten Blick.“

„Und wenn ers auch nicht ist, so ist's mein Lebendiger, und damit holla!“

Jetzt kam Mutter Marthe, und bath, daß man sie ein wenig ablösen möchte, weil sie sich des Schlags schlechterdings nicht mehr erwehren könnte.

„Ja, ja, Mutterchen,“ — sagte ihr Mann — „ich sah Dir's an, aber ich wußte auch gewiß, daß Du es erst melden würdest. Geh, und schlafe aus. Du kannst Dich auf

uns verlassen. Es soll beynahse so gut seyn, als wenn Du selbst da wärst.“

Mutter Marthe ging zur Ruhe, und die beiden Brüder schlichen leise zum Kranken.

„Aber höre, Bruder,“ — sagte der Castellan, nachdem er einige Augenblicke den Kranken betrachtet hatte — „nimm mirs nicht übel, und erschrick nicht — ich glaube, der junge Mensch ist todt.“

Silvester starrte ein Weilchen den Castellan an, legte seine Wange leise an die Hand des Kranken, fühlte dann eben so leise dem Kranken aufs Herz, und starrte von neuem den Castellan an.

„Höre, lieber Bruder,“ — sagte er — „nimms nicht übel, und erschrick nicht — Du bist mit Ehren zu melden, nicht. gesehit, und der junge Mensch ist lebendig.“

„Nun das freut mich von ganzer Seele. — Aber da fällt mir was ein. Mein Mädchen, die Therese, läuft seit zwey Monathen mit einem vornehmen Fräulein, das hier bey der Gräfinn zum Besuche ist, den ganzen Tag umher um Kräuter zu suchen, und das vorneh-

me Fräulein hat mit den Tropfen, und mit den Kräutern, und mit den Tränken, die sie zu recht zu machen weiß, hier schon ein halbes Duzend Curen gemacht, wie Deine Mutter Marthe nimmermehr. — Höre einmahl, ich will die Theresse rufen.“

„Ey freylich, Bruder Urban, mußt Du die Theresse rufen. Man kann doch hören. Vier Augen sehen mehr als zwey.“

Der Castellan eilte fort, und trat nach einiger Zeit wieder herein. Hinter ihm schlich schüchtern auf den Zähnen ein Mädchen mit zwey schwarzen funkelnden Augen. Verführerischer konnte kein Mädchen gebaut seyn, und eine frischere Jugendblüthe war nicht zu denken.

Der Vater führte das Mädchen stillschweigend zum Kranken, der Oheim stand auf, und drückte ihr stillschweigend die Hand. Aber Theresens Hand drückte nicht wieder. Denn ihre Augen hefteten sich sogleich fest auf den leidenden Jüngling. Die Augen warfen erst nur Strahlen, aber die Strahlen verwandelten sich in Flammen, und die Flammen verwandelten sich in Blitze. Der Oheim zeigte ihr stumm

mit dem Finger, daß der Schlafende am Halse, auf den Schultern, und an den Armen zusammen fünf Wunden hätte. Jetzt überzog ein feiner Nebel die blitzenden Augen; der Nebel wurde immer dichter, und dichter — und er floß endlich in Tropfen über die Wangen herab.

„Weißt Du nichts, Therese, wie man hier helfen könnte?“ — fragte der Vater leise.

Therese nahm den Vater und den Oheim bey der Hand, stellte sich zwischen sie, und kloppte ihnen in die Ohren.

„Ach,“ — sagte sie wehmüthig — „wenn Fräulein Adelheid Kräuter abgeschnitten, und Wurzeln ausgegraben hat, so habe ich nur hübsche Blümchen gepflückt. Ich weiß gar nichts — aber ja — stille, ich weiß doch etwas.“

Und damit schlich sie wieder auf den Zähen nach der Thür: aber in der Thür blieb sie stehen, wendete sich um, und blickte noch ein Weilchen starr auf den schönen Jüngling.

„O, die Ungeheuer!“ — sagte sie endlich halblaut, und verschwand.

Es war bey weitem noch keine halbe Vier-

telstunde verfloßen, als sie wieder hereintrat. Ihr folgte eine erhabne schlanke Gestalt in einem nachlässigen weißen Morgengewande. Sie hatte ein Gewand schönere Falten geworfen, und reizendere Wellen geschlagen: aber nie hatte auch ein Gewand schönere Formen bedeckt. Dennoch schienen die sanften Wellen der blonden Haarlocken, die sich über den blendenden Nacken hinabsenkten, oder rechts und links auf dem bebenden Marmorbusen zu thronen suchten, mit den schönen Wellen des Gewands um den Preis zu kämpfen.

„Ach!“ — sagte die Gestalt, sobald sie den Kranken erblickte, und die beiden großen blauen Augen, die dem Anscheine nach nur zum Schmachten geschaffen seyn mochten, blieben unbeweglich auf dem Kranken haften. Pöhllich überzog ein feines Roth ihre Wangen; sie näherte sich dem Bette. Sie streckte die Hand aus, um die Hand des Kranken zu ergreifen, aber auf der Mitte des Wegs zog sie die Hand langsam wieder zurück, und das feine Roth ihrer Wangen erhöhte sich. Sie schien sich vor der blassen Hand zu fürchten: doch

endlich faßte sie sich ein Herz, aber anstatt die Hand zu ergreifen, strich sie nur ganz leise drüber hin, und jetzt glühten ihre Wangen wie junge Rosen. — Freylich wenn der Kranke erwachte, was mußte er denken? — und der Kranke war wirklich ein sehr schöner Mann — doch, wenn er auch erwachte — es waren ja mehr Personen im Gemache — und den Pulsschlag mußte man ja schlechterdings untersuchen.

Man streichelte die Hand noch einmahl, und die schöngeformte blasse Hand war gar nicht bössartig. Und nun besann sich plötzlich Therese, daß sie doch nicht ganz müßig da stehn könnte, und hob leise mit beiden Händen die schöne Hand auf. Sobald das Fräulein sah, daß sie Beystand bey der Hand bekam, so fing sie schon getrost an, den Puls zu suchen. Aber beide Mädchen zitterten, und beide wurden bald blaß, bald roth; und das Fräulein fand den Puls erst nach langem, langem Suchen. Und da sie ihn gefunden hatte, verlor sie ihn immer wieder, und weil sie nunmehr mit der Hand und selbst mit dem Arme vertrauter ge-

worden war, so suchte sie ihn immer wieder von neuem. Die gute Therese, die weniger Kenntnisse hatte, als das Fräulein, suchte ihn dann und wann auch mit, aber sie suchte ihn auf der Hand, die sie hielt, und sie suchte ihn bloß entweder mit der rechten, oder mit der linken Wange, und Einmahl sogar unversehens mit dem Munde.

„Kinder,“ — sagte das Fräulein endlich, legte die Hand aus Theresens Händen sanft aufs Bett — „es ist nichts zu fürchten.“

„Ach, gewiß nichts zu fürchten, Fräulein?“ — sagte Therese, und fiel dem Fräulein um den Hals.

„Nein, Kinder! — der Puls ist sehr gut, aber der arme schöne Kranke. . . der arme Kranke ist sehr matt. Er hat sehr viel Blut verlohren. Doch wir wollen sehen.“

„Ach, thut doch ja Euer Mögliches, edles Fräulein!“ — fing Silvester an — „meine Mutter Marthe soll nichts thun, ohne Euch um Rath zu fragen. Ich bin Euch ordentlich gut, weil nichts zu fürchten ist.“

„Aber vor allen Dingen“ — fing das

Fräulein wieder an, und sah um sich her —
 „muß der gute Kranke in ein gesünderes Ge-
 mach gebracht werden. Dieses hier ist zu feucht
 und zu kalt.“

„Fräulein,“ — sagte Therese plötzlich —
 „ich springe den Augenblick zur gnädigen Grä-
 fin, und . . .“

„Nein, nein,“ — fiel ihr das Fräulein
 ins Wort, und wurde roth — „nicht zur Grä-
 fin! nicht zur Gräfin!“

„Gut, so will ich hier wachen, und der
 Vater und der Oheim springen augenblicklich
 zum Herrn Grafen, und wecken ihn auf, und
 stellen ihm vor. . . .“

„Daß der arme Kranke hier erstarren
 würde.“

„Ja, und daß es ewig Schade um den
 schönen jungen Herrn wäre, und daß wir beide
 ihn schlechterdings nicht so verderben ließen.“

„Und daß der Herr Graf“ — setzte das
 Fräulein noch hinzu — „ja sonst so ein lieb-
 reicher gnädiger Herr wäre.“

„Gut, gut, edles Fräulein,“ — sagte
 der Castellan — „ich will mit meinem Bruder

hingehn, und wir wollen unsre Sachen schon machen.“

Das Fräulein eilte fort, um Arzney und einen Wundbalsam zu bereiten, die beiden Brüder Olivier gingen zum Grafen von Forcalquier, und Therese setzte sich ans Bett, um den Kranken zu bewachen. Sie untersuchte von Zeit zu Zeit nach ihrer Art den Puls an der Hand. Als einmahl ihre Lippen eben ziemlich fest auf der Hand lagen, regte sich die Hand. Therese that einen Schrey; der Schlafende öffnete die Augen, und blickte das erschrockne Mädchen mit den glühenden Wangen und mit den blitzenden Augen freundlich an. Dann seufzete er, dann schloß er die Augen wieder zu. Therese war vor Schaam und vor Freude, vor Angst und vor Wonne außer sich. Sie war wie trunken, sie taumelte in einen Sessel.

Der Castellan und sein Bruder standen unterdessen am Bette des Grafen von Forcalquier, und erzählten alles, was sie von dem Kranken wußten. Der Graf hatte in diesen unruhigen Zeiten die weise Maßregel ergriffen,

Erster Theil.

5

sich völlig neutral zu halten; und er wußte sich gegen die beiden kämpfenden Partheien immer mit solcher Klugheit zu betragen, daß keine sich über ihn beschweren konnte. Ohne also eine weitläufige Untersuchung anzustellen, ob der Kranke, der zu seinem Castellan gebracht worden war, ein Kreuzzügler oder ein Keker wäre, befahl er, daß man ihm unverzüglich das angenehmste und gesundeste Gemach in seinem ganzen Schlosse einräumen sollte.

Die beiden Brüder kamen wieder zurück. Theresie fiel einem nach dem andern um den Hals.

„Ach, lieber Vater — ach, lieber Oheim — er hat mich freundlich angesehen — ich wollte — ja, ich wollte — ich mußte doch sehn, ob der Puls noch ordentlich ginge, und da bewegte er die Hand, und da erschraf ich, und da machte er die Augen auf — und da sah er mich so freundlich an — so freundlich — ach, ich bin ihm recht sehr gut — soll er denn in ein besseres Gemach gebracht werden, lieber Vater?“

„In das beste, das im Schlosse ist, hat der gnädige Graf befohlen.“

„Ach, ich trage mit, lieber Vater: stelle mich nur an.“

Jetzt trat Mutter Marthe herein, deren Augen wieder vollkommen hell geworden waren. Therese fiel auch dieser um den Hals.

„Liebe Base, wir viere tragen ihn.“

„Wohin denn?“

„In ein gesünderes Zimmer.“

„Ja, Mutter Marthe,“ — sagte Silvester — „der Doctor hats befohlen.“

„Nun das ist sehr vernünftig vom Doctor.“

„Und der Doctor sagte auch, es hätte gar keine Gefahr.“

„Das ist wieder vernünftig vom Doctor.“

„Und ich habe versprochen, daß die Mutter Marthe nichts unternehmen soll, ohne den Doctor zu Rathe zu ziehn.“

„Nun, das ist vernünftig von Dir. — Aber verbinden muß ich ihn wenigstens in einer Stunde.“

„Liebe Base,“ — fing Therese an, und

streichelte ihr das Kinn — sind denn die Wunden tief?“

„Ach, es sind nur Nitzchen. Es ist ein bißchen viel Blut davongelaufen, und der junge Herr hat sich vorher sehr eräschert, und nun fehlt's an Kräften. Das ist die ganze Sache.“

„Liebe Dase, darf ich denn beym Verbinden mit helfen?“

„Ih nu, warum nicht? Es sind zwey Schnitte am Arme, und zwey auf den Schultern, und ein kleines Schnittchen am Halse.“

„Und nun,“ — fing Silvester wieder an — „dächte ich, machten wir Anstalt.“

Die Anstalt wurde sogleich gemacht; Therese half redlich mit tragen, und der liebe Kranke langte in dem prächtigsten Gastgemache des Schlosses an. Mutter Marthe nahm nun Therese mit sich, damit sie ihr den Verband bereiten helfen sollte; und die beiden Brüder brachten Alimarn einstweilen in ein Bett, wie es nur die Prachtliebe und die Weichlichkeit der Morgenländer hätte erfinden können.

Der Kranke hatte eben einige Mahl hinter einander geseufzet, und angefangen etwas freyer

Athem zu hohlen, als die Nase und die Nichte wieder zurückkamen. Und kaum war die letztere ans Bett getreten, als der Kranke die Augen aufschlug, das Mädchen wie träumend ansah, dann die Augen wieder verschloß, und sie kurz drauf wieder öffnete, um das Mädchen wieder anzusehn. Theresens Augen hielten unterdessen Stand; sie funkelten den Augen des Kranken entgegen.

Jetzt trat das Fräulein herein. Sie ging an die andre Seite des Bettes, nahm ein silbernes Löffelchen, goß aus einem kleinen krystallinen Gläschen wenige Tropfen hinein — sagte, jetzt wäre der rechte Augenblick — und wollte dem Kranken die Tropfen in den Mund flößen. Aber ihre Hand zitterte zu sehr, Theresese mußte ihr zu Hülfe kommen, und beide Mädchen zugleich flößten die wenigen Tropfen in den Mund des halbwachenden Kranken.

Mutter Marthe stieß unterdessen im Stillen ihren Mann an, und fragte leise, wer das himmlisch schöne Fräulein wäre.

„Das ist der Doctor,“ — sagte Silvester.

„Höre, lieber Mann, ich will dir etwas ins Ohr sagen. Denke an mich, wenn der Kranke gesund ist, so wird der Doctor krank. Und den Doctor nehme ich nicht in die Kur.“

Silvester wollte ihr eben antworten, als der Doctor mit der Hand winkte, daß sich jedermann still verhalten sollte. Denn die wenigen Tropfen waren kaum über die Zunge des Kranken geflossen, als er sehr tief seufzete, die Augen weit öffnete, und Theresen, nach welcher sein Gesicht gekehrt lag, und deren Augen ihm freudig entgegen blizten, mit festem Blicke betrachtete. Er hob endlich die Hand hoch auf, und es schien, als wenn er sie nach dem Gesichte führen wollte, um sich die Augen zu reiben: aber die Hand sank wieder zurück aufs Bett, weil vermuthlich der Wille stärker war als das Vermögen. Er fing nunmehr an, die Augen wechselsweise zu öffnen und zu verschließen, und das geschah wahrscheinlich, weil er sich überzeugen wollte, ob er wachte, oder ob er träumte.

Jetzt goß das Fräulein noch einige Tropfen in das Löffelchen. Aber sie war kaum im Stande das Löffelchen über das Bett herüber zu rei-

Hen. Ihre Hand zitterte noch viel stärker, als vorher. Therese allein reichte diese Tropfen dem Kranken, und er nahm sie willig, und, wie es schien, mit einigem Bewußtseyn, daß sie wohlthätig für ihn seyn sollten. Er drückte wirklich seine Hand einige Mahl zusammen, und Therese konnte sich vor Freude nicht enthalten, ihre Hand in die seinige zu legen. Er drückte ihre Hand wirklich ein wenig, und Therese war nahe dabey auf die drückende Hand niederzustoßen.

Von nun an stiegen seine Wangen an, sich zu färben — seine Augen, zu sprechen — seine Lippen, sich zu bewegen. Er sah auf einige Augenblicke von Theresen weg, und betrachtete die Wände, die Decke, das Geräth, die prächtigen Tapeten des Gemachs. Dann kehrte er zu Theresens Augen zurück.

„Wer bist Du?“ — sagte er endlich — „und wo bin ich? — Bist Du eine Fee, schöne Gestalt? — oder bist Du die Schutzheilige verwundeter Ritter? — Ich weiß gar nichts — ich habe gefochten — und ich habe meine braven Kameraden fallen sehn — aber Dich

habe ich eben im Traume gesehn — o, sage mirs, wo ich bin.“

Therese wäre für keinen Preis im Stande gewesen zu antworten; sie kniete am Bette nieder, um ihren Thränen freyen Lauf zu lassen. Mutter Marthe, und die Brüder Olivier weinten gleichfalls. Dem Fräulein wurde bange, daß der Ritter zu viel sprechen möchte.

„Lieber Ritter,“ — sagte plötzlich eine sehr süße Stimme auf der andern Seite des Betts — „Ihr steht unter dem Schutze des edeln Grafen von Forcalquier.“

Der Ritter wendete sich langsam nach der Seite, wo die Stimme sprach, erblickte die zweyte Gestalt, und verstummte, als er eben die Lippen bewegte, um zu fragen, wer sie wäre.

„Ich bitte Euch inständig, lieber Ritter,“ — fuhr die Gestalt fort — „und wenn Ihr wollt, so fordre ich es von Euch als einen Beweis Eurer Freundschaft — fragt jetzt nach nichts, spricht von nichts, sorgt für nichts. — Aber laßt nunmehr Eure Wunden verbinden. — Wir sehn uns wieder.“

Die Gestalt reichte der Mutter Marthe ein kleines Büchchen, sagte ihr zwey Worte ins Ohr, und schritt zur Thür hinaus.

„Ich kann ihn unmöglich verbinden helfen,“ — sagte Therese, und eilte ihr nach.

Mutter Marthe trat nun aus ihrem Winkel hervor ans Bett, und sagte dem Ritter freundlich, daß sie ihn verbinden wollte. Der Ritter nickte, und sprach kein Wort. Er gehorchte genau dem Befehle der Fee, die eben verschwunden war. Mutter Marthe fand die Wunden in sehr gutem Zustande; sie nahm von dem Balsam, der in dem Büchchen war, und vollzog ihr Amt. Der Castellan ging nunmehr an seine Geschäfte, Mutter Marthe folgte ihm kurz drauf, um ihre eignen Angelegenheiten zu besorgen, und Silvester setzte sich so, daß ihn der Kranke nicht sehen konnte. Niemand sprach übrigens ein Wort: denn jedermann gehorchte der Fee und dem Doctor.

Nach einer Stunde schickte das Fräulein wieder etwas, und Silvester reichte es von Zeit zu Zeit dem Kranken nach Verordnung.

Gegen Abend fing der Kranke an zu sprechen. Die Gestalten, die ihm des Vormittags erschienen waren, hatten seine Einbildungskraft erhöht. Er sprach von Feen und von Mönchen — von himmlischen Gestalten und vom Cardinal-Legaten — von Schutzheiligen und Kreuzzüglern. Er sprang von Felsenklippen herab, legte sich in Rosenlauben, schwamm über breite Ströme, kam zu einem Weylager in einem süßlichen Pallaße, kämpfte mit fliegenden Drachen, und half den Mädchen im Thale Blumenkränze winden.

Dem armen Silvester wurde bange, er ließ das Fräulein rufen. Sie schlich ungesehen ans Bett, und betrachtete den Kranken. Er bath eben eine himmlische Fee, die auf einer rosenfarbnen Wolke saß, daß sie ihm ein paar Tropfen aus ihrem goldnen Becher reichen möchte: er hatte den ganzen Tag mit den Sarazenen gefochten, und mußte in der Sandwüste verschmachten.

Die Fee eilte davon, kam nach wenigen Augenblicken mit einem kleinen goldnen Becher wieder, und botß ihn dem Kranken dar. Er

starrte sie an, und trank begierig. Die Fee verschwand, der Kranke hörte auf zu sprechen, und lag kurz drauf in einem sanften Schlafe. Der Schlaf dauerte ununterbrochen bis an den folgenden Morgen.

Im Schlosse schlief nicht jedermann so ruhig. Wenigstens mochte die Fee selbst, die den köstlichen Trank reichete, nicht von demselben getrunken haben. Denn die Mitternacht war schon verüber, und sie lag immer noch wachend im Bette. Sie wiederholte sich hundertmahl die Geschichte des vergangenen Tages, sie erzählte sich immer von neuem alle Umstände dieser Geschichte, und jeder Umstand wurde dann einzeln so genau beleuchtet, daß am Ende wieder aus jedem eine eigne Geschichte wurde. — O, es war einer der schönsten Tage ihres Lebens gewesen, denn sie hatte einem Unglücklichen Hülfe leisten können — und der Unglückliche war wirklich einer der schönsten jungen Männer, die sie je gesehn hatte — es war vielleicht gar der schönste von allen — und wirklich so ermattet er da gelegen hatte, so erblaßte seine Wangen und seine Lippen gewesen waren,

so hatte doch durch diese Ermattung und durch diese Todtenblässe der hohe Adel der Gesichtsbildung durchgeleuchtet — aber wenn er auch nicht so schön gewesen wäre — nein, das that gar nichts zur Sache, gar nichts — er war ja hülflos und verlassen — nein, man konnte ihr keine Vorwürfe machen, daß sie sich seiner so ängstlich angenommen hatte — und mochte doch morgen die Gräfinn von Forcalquier vielleicht leise drüber spöttein — o, man kannte ja die Gräfinn — und wenn die Gräfinn nur einmahl den schönen Ritter sah, wer weiß, ob sie den schönen Ritter nicht gleichfalls liebte — was? wer liebte ihr denn? — nein, wenn man einen lebenswürdigen Mann lebenswürdig nannte, so liebte man ihn drum nicht gleich — und überdem war es ja eine große Thorheit einen unbekanntem Ritter zu lieben, der vielleicht schon eine Geliebte — ja, das wäre sehr schlimm — das wäre äußerst traurig.

Das Fräulein stand auf, warf ein leichtes Gewand um sich, öffnete ihr Fenster, und sah lange tief in den gestirnten Himmel.

Aber woher diese Dangigkeit kam, das

war doch nicht zu begreifen — und die Bangigkeit hatte etwas so ganz Eignes — sie war von einer ganz neuen, nie empfundenen Art — und sie war sich doch keines Fehltritts bewußt — sie hatte ja bloß ihre Schuldigkeit gethan, und der arme Leidende war ja durch ihre Vorsorge erleichtert. — — Jetzt hatte sie es plötzlich gefunden — das war es, das war es — der Kranke sah ihrem Bruder ganz außerordentlich ähnlich — und ihren Bruder liebte sie ja so innig — und er war ja eben auch im Kriege, konnte auch so schwer verwundet werden, konnte auch der Hülfe bedürfen. — Ja, und um ihres Bruders willen mußte sie sogleich noch einmal sich nach dem Kranken erkundigen.

Sie nahm ihr Nachtlicht, schritt leise durch die verworrenen Gänge der Burg, horchte an der Thür des Gemachs, und trat, als sie keinen Laut hörte, auf den Fähen hinein.

„Er schläft ganz vortreflich, edles Fräulein,“ — sagte leise Silvester, der ihr sogleich entgegen kam.

Das Fräulein trat ans Bett, beleuchtete von weitem das Gesicht des Schlafenden mit

dem matten Scheine ihres Nachtlichts, und überzeugete sich zu ihrer Veruhigung eine ganze Viertelstunde lang, daß der Schlafende ihrem Bruder ganz auffallend ähnlich wäre. Sie seufzete oft und tief während dieser Untersuchung: aber ihr Herz war nunmehr ganz unschuldig, und es war gar kein Bedenken dabey, sich das Bild des schönen Jünglings recht fest einzuprägen.

Sie verließ mit Widerwillen das Gemach, und sie war auf ihrem Rückwege noch nicht weit gekommen, als sie vom Ende eines langen Ganges her ein zweytes Licht kommen sah. Sie wartete. Es war Therese, die sehr emsig nach dem Krankengemach eilte.

„Ach, liebes Fräulein,“ — sagte Therese ängstlich — „ist alles wieder gut?“

„Was denn, liebes Mädchen?“

„Wacht der Vater wieder? ist die Wunde wieder verbunden?“

„Du hast getraumt, gutes Kind.“

„Nein, nein, Fräulein, ich habe nicht getraumt: ich bin noch gar nicht zu Bett gegangen. Vase Olivier ruhte zu meiner Thür

herein, der Vater wäre eingeschlafen, und die eine Wunde wäre aufgegangen, und ich sollte hurtig mit verbinden helfen.“

„Nein, Kind, ich habe aus Vorsicht eben nachgesehn. Dein Vater wacht, und der Kranke schläft, und er schläft so sanft — so sanft. Ich habe ihm mit Vergnügen zugesehn.“

„Nun so ist's desto besser! Ich war recht sehr erschrocken.“

„Gute Nacht, liebes Mädchen! Wir können alle beide wegen des Ritters vollkommen ruhig seyn.“

„Ach, ich bin seinetwegen gar nicht ruhig. Aber gute Nacht!“

Die beiden Mädchen küßten sich herzlich, und schieden von einander. Beide legten sich sogleich zur Ruhe. Das Fräulein schlief sehr bald ein, aber Therese kämpfte noch über eine Stunde bald mit den freundlichen Augen des Kranken, bald mit dem trostlosen Gedanken, daß sie keine Arznei mit bereiten helfen könnte. Aber sie war dennoch zuerst auf den Einfall gerathen, das Fräulein zu Hilfe zu rufen — und sie hatte doch dem Fräulein zweymahl die

Arzney reichen helfen — nein, das zweyte Mahl hatte sie sogar die Arzney allein gereicht — und Silvester war ihr Oheim, und Mutter Marthe war ihre Base, und der Castellan war ihr Vater — ja, sie ging wahrhaftig den Kranken auch etwas an. Während sie sich vornahm, das noch recht durchzudenken, kam leise der Schlaf, und nahm sie endlich auch in seine Arme.

Mit dem Anbruche des Tages erschien Mutter Marthe am Krankenbette, und schickte ihren Mann fort, damit er auch ein paar Stunden ruhen könnte. Allein er hatte noch nicht völlig ein paar Stunden geruht, als die Gräfinn von Forcalquier nach ihm schickte. Weil die Kammerfrau sagte, die gnädige Frau hätte heute ausdrücklich so früh Tag gemacht, um etwas mit dem fröhlichen Bauer zu sprechen, so lief Mutter Marthe sogleich um den fröhlichen Bauer zu wecken.

Die Gräfinn von Forcalquier war bereits weiter von ihrem vierzigsten Jahre entfernt, als sie noch bis zu ihrem funfzigsten hatte. Sie war wirklich ehedem eine der ersten Schönheiten

gewesen, aber sie gehörte nicht unter die wenigen Auserwählten, bey denen die unerbittliche Zeit dann und wann die Ausübung ihrer Rechte vergißt. Die Gräfinn hatte ihr alle die Opfer, auf die sie Anspruch machen konnte, richtig abtragen müssen. — Doch das war es eben, was die Gräfinn schlechterdings nicht glauben konnte: und weil sie mit allem Fleiße noch immer sich jugendlich kleidete, jugendlich hüpfte, jugendlich scherzte und tändelte, so stellte sie sich gar nicht vor, daß auch andre auf einen solchen Gedanken kommen könnten. Und da sie die Huldigungen schöner Ritter noch eben so sehnlich wünschte, und sogar noch zuvorkommender aufnahm, als vor zwanzig Jahren, so war es ja natürlich, daß sie derselben noch eben so werth war. Der Grausamkeit gegen ihre Verehrer, so lange sie treu und eifrig waren, konnte sie übrigens niemand zeihen. — Die Gräfinn hatte von dem schönen jungen Ritter sprechen hören, der gestern in einem so mitleidenswürdigen Zustande auf der Burg angekommen war. Man mußte doch wissen, wen man eigentlich aufge-

Erster Theil.

nommen hatte, und es wäre ja noch obendrein lieblos gewesen, wenn man dem kranken Unbekannten gar keine Theilnahme hätte bezeigen wollen.

Silvester trat zur Gräfinn herein, und die Gräfinn hüpfte ihm entgegen.

„Nun, mein guter Lieber,“ — fing sie an — „wie ist Dir denn bisher gegangen, seit wir uns nicht gesehen haben?“

„Wer zufrieden ist, ist reich, gnädige Frau.“

„Ich dünke wahrhaftig, es wäre vier Wochen, daß Du nicht bey uns gewesen bist. Nun die Mutter Marthe ist doch auch gesund?“

„Gott sey Dank, gnädige Frau! Gesundheit und ein gut Gewissen und einen frohen Muth haben wir alle beide noch.“

„Und Deine beiden Söhne. — wie heißen sie doch gleich?“

„Belten und Thomas, gnädige Frau.“

„Die sind auch noch wohl auf?“

„Die arbeiten fleißig, damit sie ihr junges Leben genießen.“

„Nun da habe ich Euch herzliche Freude. Ich, ich höre ja, daß Dir ganz seltsame Abenteuer begegnen.“

„Ja, ja, es läßt sich schon hören.“

„Nun?“

„Ich nu, es ist freilich ein wenig seltsam, wenn einem ein Feldoberster, oder was er war, in der Nacht in den Hof gesprengt kommt, und ohne weitere Umstände fragt, ob man lebendig verbrennen, oder den Augenblick mit Sack und Pack ausziehen will.“

„Ja, das beklage ich wirklich von ganzem Herzen, mein lieber Guter; aber...“

„Nu, da bleibe ich bey meinem alten Spruche, gnädige Frau. Wer sich ärgert, der hat die Nergerniß, und die Noth oben drein; und wer sich nicht ärgert, der hat die Nergerniß nicht, und die Noth auch nicht.“

„Nun das freut mich von ganzem Herzen; allein...“

„Freilich, gnädige Frau, war der gnädige Graf nicht ein guter Herr, und war mein Bruder nicht ein treuer Diener, so wohnte ich heute, wo die Kaninchen und die

Vögel unter dem Himmel wohnen. Und das hätte mich dennoch geärgert — bloß um meines Lebendigen willen.“

„Um deines Lebendigen willen?“

„Ja, für den ich schon das Grab angefangen hatte, und der lebendig wurde, noch ehe er von den Todten auferstand.“

„Ach, das ist wohl der kranke Ritter, den Du mitgebracht hast? — Nun, den meine ich eben. Das ist doch wirklich ein seltsames Abenteuer. — O, höre, mein lieber Guter, setze Dich hier neben mich.“

„Ey, gnädige Frau, Ihr wollt den fröhlichen Bauer auf die Probe stellen, ob er auch der grobe Bauer ist.“

„Nein, nein, ich befehle Dirs. Ich bin heute außerordentlich aufgelegt zu schwätzen, und Du mußt mir das ganze Abenteuer vom Anfang bis zum Ende erzählen. Ich mag nichts weiter hören, als bis Du Dich zu mir gesetzt hast. — Nun, so will ichs haben. — Also sage mir einmahl, der arme Kranke ist noch in seinen besten Jahren?“

„Euer Wort in Ehren, gnädige Frau!

da hat er noch lange hin. Es ist ein junges Blut, das von seinen besten Jahren noch weiter entfernt ist, als von seinem ersten Geburtstage.“

„So sehr jung ist er also noch?“

„Aber er ist noch zehnmahl schöner, als er jung ist.“

„Ich glaube, man hat mir gestern schon gesagt, daß er ein ganz gutes Ansehn haben soll.“

„Nu, nu! laßt ihn nur erst wieder gesund werden!“

„Also jung und schön, mein lieber Guter! Nun Dein Abenteuer ist doch wahrhaftig seltsam. Aber wer ist er? wo ist er her? wem gehört er an? wo triffst Du ihn? wie kam er in Dein Haus? — Ich habe heute lange Weile, und Du mußt mir die Zeit vertreiben. Aber Du mußt mir die sonderbare Geschichte ja mit allen ihren Umständen erzählen — so gut Du sie selbst weißt.“

„Ja, gnädige Frau, so gut ich sie selbst weiß.“

„Und mit allen, allen Umständen.“

„Mit allen Umständen, gnädige Frau! —
Seht Ihr, es war gestern Vormittags so unge-
fehr — ja, die Sonne konnte wohl schon seit
drey Stunden am Himmel gestanden haben —
es konnte aber auch länger seyn, das will ich
nicht Wort haben, denn über dem Arbeiten ver-
geht einem die Zeit, man weiß nicht wie...“

„Nun gut, gut! es mögen drey oder vier
Stunden gewesen seyn.“

„Nun seht Ihr, gnädige Frau, hatte ich
im vorigen Jahre meinem Feldnachbar ein
Stückchen Land abgekauft, wo gar nichts wach-
sen wollte...“

„Aber, guter Mann, Du kommst ja ins
vorige Jahr zurück.“

„Ich komme den Augenblick wieder ins
heutige. Denn heuer wollte ich mir nun das
Stückchen Land zuputzen, und da mußten vor
allen Dingen Graben gehoben werden. Und
da nahm ich, mit Ehren zu melden, mein Grab-
scheit auf den Buckel, und wollte Graben heben.
Und da ging ich so für mich hin, und hatte mei-
ne guten Gedanken.“

„Nun gut, und nun hobst du die Graben, und nun?“

„Euer Wort in Ehren, gnädige Frau, ich hob die Graben noch nicht, sondern ich war noch unterwegs. Und wie ich nun so dachte, daß der liebe Gott ein Hauswirth wäre, der in seiner Wirthschaft doch gar nichts unkommen ließe, und der aus den schlechtesten Dingen noch was zu machen wüßte, und den man in alle Ewigkeit nicht ausstudieren könnte...“

„So fandest Du den kranken Ritter?“

„Euer Wort in Ehren, gnädige Frau: den wußte noch kein Mensch, sondern da kam ich erst vor dem Stocke eines alten Kastanienbaums vorbei.“

„Nun, und wo kamst Du von dem Kastanienbaume weiter hin?“

„Weiter kam ich nicht, gnädige Frau.“

„Nun dem Himmel sey Dank!“

„Ja wohl, dem Himmel sey Dank! Denn auf dem Stocke des alten Kastanienbaums saß ein kranker Ritter, und neben ihm stand ein alter Schnurrbart, der ein langes breites Schwert umhängen hatte.“

„Das war also der junge schöne Ritter, der jetzt hier ist?“

„Ach bewahre, gnädige Frau! Das war wieder ein anderer: aber jung und schön war er auch.“

„Nun erzähle nur kurz, ganz kurz.“

„Daß ichs Euch kurz erzähle! ich grüßte den Ritter freundlich, und er verlangte von mir, daß ich ein Grab für einen Todten machen sollte. Nun wußte ich wohl, daß in der Morgendämmerung in der Gegend ein Gefecht gewesen war; die Todten muß man begraben; und ich war gleich willig. Aber nun sollte der Todte erst gesucht werden. Der Schnurrbart und ich führten den jungen Ritter fort auf den Wahsplatz, und da sah es aus, daß ichs Euch gar nicht erzählen mag.“

„Nein, nein, ich mag gar nicht wissen, wie es ausgesehen hat.“

„Nun setzten wir den Ritter auf einen Stein: und der Schnurrbart ging fort, um den Todten zu suchen, und ich ging fort, um das Grab für den Todten zu machen.“

„Und?“

„Und nun hatte ich wieder meine guten Gedanken, und bekümmerte mich weiter um nichts.“

„Aber?“

„Aber auf Einmahl schrie was um Hülfe, und daß der Todte lebte. Ich richtete mich auf; es war der franke Ritter, welcher schrie: und er stand mitten im Kreise der Erschlagenen. Ich sprang sogleich zu — ich will Euch nicht sagen, über was ich alles wegsprang — ich half dem Todten die Rüstung ablösen, warf mich, so lang ich bin, neben den Todten hin, und horchte, und horchte, und wie ich im besten Horchen war, sagte der Todte: Ach!“

„O, das ist wirklich allerklebst. Aber Du weißt gar nicht, wer er ist?“

„Ey, er mag seyn, wer er will. Hübscher Leute Kind ist er gewiß. Aber wenn ers auch nicht ist, so lasse ich ihn doch nicht. Denn ich habe ihn begraben wollen, und mit Einem Worte, es ist mein Lebendiger.“

„Aber der andre junge Ritter, der sich seiner annahm? — Hast Du gar keinen Argwohn, wer der seyn mag?“

„Nun, Ich habe weiter keinen Argwohn, als daß es ein recht herzenguter Herr seyn muß — und daß er meinen Lebendigen ganz unbeschreiblich lieb haben muß.“

„Aber wie war er denn gekleidet? was hatte er denn an?“

„Er hatte ein schönes weißes Wamms an, und eine rothe Schärpe, und darüber trug er einen weißen Mantel. Aber die Ärmel vom Wamms waren aufgeschnitten, weil er beide Arme in einer Binde trug. Und auf dem Mantel war ein rothes Kreuz.“

„Es war also ein Ritter vom Kreuzzuge?“

„Ja, das war er gewiß.“

„Das ist doch recht sehr traurig, daß man auf gar keine Spur kommen kann. Hatte er denn sonst gar kein Kennzeichen an sich?“

„Er gab mir selber ein kleines Kennzeichen mit. Denn er wollte wieder nach meinem Lebendigen fragen lassen, und da sollte ich niemanden Bescheid geben, als wer nach dem Kennzeichen fragte, und wer es beschrieb.“

„Nun hurtig! und das Kennzeichen, liebes gutes Männchen?“

Elvesker griff in die Tasche, und wickelte etwas vorsichtig aus einander.

„Seht Ihr, gnädige Frau, das war der Ring hier.“

Die Gräfinn nahm den Ring, besah ihn, und that einen lauten Schrey.

„Ach, Ihr kennt das Wappen, gnädige Frau?“

„Mein, warte doch — ich muß noch einmahl nachsehen — ja, ich werde mich dennoch wohl geirrt haben. Aber höre, Du kannst mir doch den Ring ein wenig lassen?“

„Ich mu, wenns seyn muß, gnädige Frau.“

„Du wirst mir ihn doch anvertrauen, mein lieber Suter? — Er soll gewiß nicht verloren gehn. Vielleicht kann ich doch noch auf eine Spur kommen, und das muß Dir ja selbst lieb seyn.“

„Ja, ja, das muß mir selbst lieb seyn.“

„Nun weißt Du was, mein Lieber? — Ich habe fast gar zu lange mit Dir geplaudert. Geh, mache, daß Du wieder zu Deinem Kranken kommst, und pflege und warte ihn ja auf

Heste. Und was er braucht, das verlange ohne alle Umstände. Höre, Sorge ja recht für ihn.“

„Es braucht Eures Befehls nicht, gnädige Frau.“

„Nun bis auf Wiedersehn! bis auf Wiedersehn!“

„Gott befohlen, gnädige Frau!“

Silvester ging hinaus, und die Gräfinn setzte sich, und schrieb einen Brief, den ein vertrauter Diener sogleich in das Lager der Kreuzzügler tragen mußte.

Erst gegen den Mittag wachte Nimar aus seinem langen Schläse auf, und der Schlaf war so erquickend gewesen, daß ihn die Umstehenden fast nicht wieder kannten. Ein sanftes Feuer spielte aus seinen Augen, eine liebliche Jugendblüthe röthete seine Wangen. Er sah mit völliger Besonnenheit um sich her, betrachtete die mit Gold und Seide bekleideten Wände, das blinkende Geräth, das prächtige Bett. Silvester und Mutter Marthe meldeten sich durch ein kleines Geräusch, er wendete sich nach ihnen zu, sie traten näher. Es war ihm wie im Traume, als wenn er beide schon kannte, er reichte so-

gleich beiden die Hand, so gut er konnte, und er schien sich alle nur mögliche Mühe zu geben, um ihnen die Hände zu drücken.

„Lieben Kinder,“ — sagte er endlich — „wo bin ich denn? wer seyd Ihr denn?“

„Herr Ritter,“ — sagte Silvester — „ermuntert Euch nur erst. Ihr sollt alles erfahren, Ihr seyd gut aufgehoben.“

Diesen Augenblick trat Therese herein, und that beynah einen Schrey, als sie den schönen Jüngling mit den freundlichen Augen und mit den glühenden Wangen erblickte. Sie war vom Fräulein abgeschickt, um sich zu erkundigen, wie sich der Kranke jetzt befände, und um der Mutter Marthe einen noch kostbarern Balsam, als der gestrige gewesen war, zum Verbinden zu überbringen.

Aimar erkannte sogleich die Schutzheilige der verwundeten Ritter wieder, die er gestern Abends gesehn hatte. Das Roth seiner Wangen erhöhte sich plötzlich, seine Blicke wurden feuriger. Allein er konnte sich nicht enthalten, sogleich das Gesicht nach der andern Seite des Betts zu kehren, um die Gestalt zu suchen, die

ihm damahls mit einer so süßen Stimme das Sprechen verbotzen hatte. Die Gestalt war nicht da, er seuffzete leise.

Therese verstand den Seuffzer des Kranken, und seuffzete sogleich mit. Er wendete sich wieder nach ihr, und reichte ihr die Hand, mit der sie schon ein wenig bekant war. Sie trat näher, bekam einen leisen Händedruck, und hätte sich beynaher niedergebückt, um die liebe Hand zu küssen, von der sie gedrückt wurde. Die Scene war bis jetzt stumm. Theresens Wangen glühten, ihre Lippen zitterten.

„Herr Ritter,“ — stammelte sie endlich — „meine Freundin, das Fräulein Adelheid, schickt Euch diesen Balsam für Eure Wunden. — Ihr sollt Euch nun wieder verbinden lassen.“

„O, ich kann Euch jetzt nicht auf den Knien danken, auch Eurer Freundin nicht. Aber ich werde es thun, sobald ich kann — gewiß, gewiß — sobald ich kann.“

Er reichte Theresen noch einmahl die Hand. Therese ließ unversehens einige Thränen drauf fallen, und entwischte hurtig mit ihrem weißen Tuche vor den Augen zur Thür hinaus.

Mutter Marthe bath nun den Ritter um Erlaubniß, daß sie ihn wieder verbinden dürfte; und er war es vollkommen zufrieden. Der Zustand der Wunden war so gut, als man ihn nur wünschen konnte: und wenn der heutige Balsam noch besser war, als der gestrige, so mußte der Ritter in wenigen Tagen sich frey bewegen können.

„Aber sagt mir nun, ihr Kinder,“ — fing Aimar an, „als er verbunden war — „womit ich Euch Eure Wohlthaten vergelten soll.“

„Damit, Herr Ritter,“ — sagte Silvester — „daß Ihr uns recht bald gesund werdet, und daß Ihr Euch jetzt recht hübsch in Acht nehmt.“

„An uns solls nicht fehlen;“ — setzte Mutter Marthe hinzu — „vergolten ist es aber schon.“

Damit ging Mutter Marthe hinaus, und ihr Mann blieb allein bey dem Ritter.

„Aber nun, lieber Freund,“ — fragte Aimar Silvestern — „wer seyd Ihr beide? — wo bin ich? — wie bin ich hierher gekommen? —

dem ich kann mich auf weiter nichts mehr be-
sinnen, als daß ich auf einem Schlachtfelde,
umringt von Feinden, und verwundet, mitten
unter Leichnamen zu Boden sank. — Setze
Dich an mein Bett, und erzähle mir.“

„Ja, Herr Ritter, ich will Euch alles
erzählen.“

„Und fürs erste, wie heißest Du?“

„Ich heiße Silvester Olivier; man heißt
mich aber nur schlechtweg den fröhlichen
Bauer.“

„Nun so setze Dich, mein lieber Sil-
vester.“

Silvester setzte sich nun ans Bett, und er-
zählte dem Ritter sehr umständlich die Geschichte
von seinem Grabscheite, und von dem Stück-
chen Feld, das er seinem Nachbar abgekauft
hatte, und von den Graben, die er hatte heben
wollen. Dann kam er auf den alten Kastaniens-
stock, auf den kranker Ritter, der drauf geses-
sen hatte, und auf das Grab, das er ihm für
einen Todten hatte machen sollen. Und als er
auf das Lebendigwerden des Todten kam, that
er einen hohen Sprung vom Stuhle auf, um

zu zeigen, wie hoch er damahls gesprungen wäre.

„Und, Herr Ritter, — und mein Lebendiger wart Ihr, und ich lasse Euch auch nun nicht.“

Nimarn traten die Thränen in die Augen, er nahm Silvesters Hand, und drückte sie stumm an sein Herz. — Silvester mußte ihm dann genau den franken Ritter beschreiben, und Nimarn zweifelte in seinem Herzen gar nicht, daß es eben der wäre, dem er wenige Stunden vor jenem Gefechte das Leben gerettet hatte.

Silvester hatte seinen Lebendigen glücklich in seine Hütte gebracht, und Mutter Marthe hatte ihn verbunden, und der Lebendige schlief in Einem Schlafen. Aber nun stockte Silvester, und nun besann er sich erst ein wenig.

„Ja, Herr Ritter,“ — fuhr er endlich fort — „und nun wurde es auf Einmahl unsicher in' meinem Hofe, denn man sagte mir an, daß noch diese Nacht Kriegsvolk anrückte, und da mußten wir sogleich mit Euch verreisen. Und da fanden wir denn mit Tages Anbruche glücklich hier auf der Burg Hauteroche an, die dem
Erster Theil.

R

Grafen von Forcalquier gehört, und soo mein Bruder, Urban Olivier, Castellan ist.“

Hierauf erzählte er weiter, daß der Graf ein kreuzbraver Herr wäre, daß er sich nebst seiner Gemahlinn jetzt hier aufhielte, und daß er die ganze schöne Jahreszeit hier zubringen würde. Hauteroche läge übrigens etwa sechs Stunden Wegs von Avignon auf einem hohen und breiten, ganz unzugänglichen Felsen, und sahe hoch herab auf ein schönes heimliches Thal, das von der Heerstraße ganz abgelegen, und von lauter steilen Klippen und Bergen eingeschlossen wäre. Und eben deswegen hätte es der Graf in den jetzigen unruhigen Zeiten zu seinem Aufenthalte gewählt. Denn er möchte an dem mörderischen Kriege, der jetzt geführt würde, schlechterdings keinen Antheil nähmen, so viel man sich auch Mühe gegeben hätte, ihn darzu zu bereben.

„Freilich,“ — fuhr er fort — „was die Frau Gräfinn anbetrifft, von der wäre wohl eins und das andere zu sagen, aber . . .“

„Gut, mein lieber Silvester,“ — fiel

ihm Almar ins Wort — „aber hat der Graf eine zahlreiche Familie?“

„Weber Kind, noch Kegel, Herr Ritter!“

„Und die beiden verheiratheten Fräulein, die ich gesehn habe?“

„Und die sich bald die Augen um Eurentwillen ausgeweint haben.“

„Nun?“

„Das dächtest Ihr wohl nicht, Herr Ritter, daß die eine davon meine Nichte ist?“

„Deine Nichte?“

„Meine leibliche Nichte. Ja, ich sehe wohl, Ihr macht große Augen, daß ein schlechter Bauer, wie ich bin, eine solche hübsche, artige, manierliche Nichte haben soll. Aber das will ich Euch bald erklären. Seht Ihr, Herr Ritter, da mein Bruder vor zwölf Jahren in des Herrn Grafen Dienste trat, da hatte die Gräfinn kurz vorher ihre einzige achtjährige Tochter verlohren. Und nun war meinem Bruder die Frau gestorben, und hatte ihm das einzige Mädchen — meine Nichte nämlich — hinterlassen, die damals kaum so groß war.“

Hier zeigte Silvester mit der Hand, wie groß sie gewesen wäre.

„Und nun war das kleine Ding beständig lustig und aufgeräumt, und schwatzte, und papelte, und schwärmte von früh bis auf den Abend. Und da gefiel sie der Gräfinn, und die Gräfinn nahm sie gänzlich zu sich, und versprach meinem Bruder, daß sie sie gut wollte erziehen lassen, und daß sie einmahl für sie sorgen wollte. Und mein Bruder ließ sich recht gern gefallen.“

„Aber welche von beiden ist denn eigentlich Deine Nichte?“

„Die vorhin hier war, und den Balsam brachte, und hernach so plötzlich davonsprang.“

„Und die heißt?“

„Therese Olivier.“

„Aber die andre? — Also ist die andre auch keine Tochter des Grafen von Forcaquier?“

„Sie geht ihn gar nichts an: sie ist nur zu Besuche hier. — Aber o! das ist ein Mädchen! Das ist ein Mädchen! — Was die für Verstand hat!“

„Versteht sie denn die Arzneykunst?“
 „Herr, die kennt alle Kräuter, und alle
 Wurzeln, und weiß, worzu sie zu brauchen
 sind. — Und ein Herz hat sie“

„Sie scheint mir auch sehr schön zu seyn,
 so viel ich mich von gestern Abends noch erin-
 nern kann.“

„Nu, nu, Herr, ich habe noch kein schö-
 neres Fräulein gesehn.“

„Besonders hat sie eine äußerst süße Stim-
 me: mir ist's, als hörte ich sie noch.“

„Und ein Herz hat sie, Herr Ritter —
 ein Herz! nun dergleichen gibts wohl wenige
 in der Welt. Das hat sie an der Gräfinn be-
 wiesen. — Aber ich plaudere zu lange.“

„Nein, nein, ich höre Dir recht gern
 zu.“

„Ja, wenn Ihr nicht in Euern Umstän-
 den der Ruhe bedürftet, so wollt' ich Euch eine
 lange lange Geschichte erzählen. . .“

„Nun sie sey so lang, als sie wolle.“

„Nein, sie ist gar zu lang.“

„O, desto besser, wenn sie recht lang ist.“

„Nun ich schiebe die Schuld auf Euch.“

„Ja, ja, ich bin es zufrieden.“

„Und Ihr behaltet übrigens die Sache bey Euch.“

„Auf Ritterwort!“

„Nun gut! Also müßt Ihr Euch erstlich vorstellen, daß die Frau Gräfinn . . . Aber ich muß zum Ueberfluß doch erst an die Thür sehen.“

Silvester hatte kaum zwey Schritte gethan, als sich die Thür öffnete, und der Graf und die Gräfinn von Forcalquier, nebst Fräulein Adelsheid und Theresen hereintraten. Silvester führte sie ehrerbietig ans Bett des Ritters, und ging hinaus.

Als man von der Tafel aufgestanden war, hatte die Gräfinn ihrem Gemahle den Vorschlag gethan, „den Patienten der Fräulein Adelsheid“ ein wenig zu besuchen. Sie meinte, es wäre doch nöthig, sich nunmehr persönlich nach seinem Befinden zu erkundigen, und ihn freundlich willkommen zu heißen: und es wäre ja selbst der Achtung für Fräulein Adelsheid angemessen, da sie einen so lebhaften Antheil an der Gesundheit des unbekanntes Gastes nähme.

Es mochte aber der Neugierde der Gräfinn noch angemessener seyn; denn sie faßte, als sie ans Bett getreten war, den unbekanntem Gast so fest in die Augen, daß man hätte glauben sollen, sie wollte ihn nach der Zurückkunft in ihr Gemach geschwind abmahlen. Nimar selbst bemerkte es nicht: Adelheid stand ihm gegen über.

Der Graf bezeugte dem Ritter auf das höflichste und freundschaftlichste seine herzliche Theilnahme, und freute sich, daß er so glücklich gewesen wäre, ihm einen Zufluchtsort gewähren zu können.

„Stelt's Euch vor, Herr Ritter,“ — sagte er hinzu — „als wenn Ihr auf meiner Burg zu Hause wäret. Steht irgend etwas in meinem Vermögen, wodurch ich die Wiederherstellung Eurer Gesundheit beschleunigen, oder Euch Euren Aufenthalt angenehm machen kann: so erzeigt mir die Ehre, Eure Wünsche mir oder den Meinigen offenherzig zu entdecken.“

„Ja, Herr Ritter,“ — sagte die Gräfinn — „seyd ja offenherzig. Je mehr Ihr uns Gelegenheit gebt Euch zu dienen, desto

mehr werdet Ihr uns zur Dankbarkeit verbinden.“

„Gnädige Frau — Herr Graf — ich bin zu gerührt von Eurer Güte; — sagte Almar, während sich Thränen in seinen Augen zusammenzogen — „ich kann keine Worte finden, um Euch nur einigermaßen meinen Dank auszudrücken.“

„Aber es ist doch ganz außerordentlich,“ — sagte die Gräfinn wieder — „so jung, und schon solche seltsame Schicksale! Man kann Euch wahrhaftig nicht sehen, Herr Ritter, ohne an Euch innigen Antheil zu nehmen — und ich fühle es, ich gäbe recht viel drum, wenn ich mich um Euch ein wenig verdient machen könnte.“

„Ihr seyd die Huld und die Menschenfreundlichkeit selbst, gnädige Gräfinn!“

„Aber Eure Geschichte muß rührend seyn: und sie muß in Eurem Munde noch anziehender werden. Ich gestehe, wenn es auf mich ankäme, so setzten wir Stühle.“

„Meine Liebe,“ — fing der Graf an — „für heute müssen wir unsern lieben Gast damit noch verschonen.“

„Ich unterstehe mich selbst eine Vorbitte für ihn einzulegen;“ — sagte plötzlich das Fräulein — „der Ritter hat schon viel gesprochen, und vielleicht schon zu viel. Man muß befürchten, daß eine längere Anstrengung ihm nachtheilig werden möchte.“

„O, wenn das ist,“ — sagte die Gräfinn — „so ist weiter kein Wort darüber zu verlieren. Sobald der Arzt gesprochen hat, muß man schweigen. Ich wäre untröstlich, wenn den Ritter meine herzliche Theilnahme in Gefahr setzen sollte. Aber man ist wirklich glücklich, wenn man das Talent hat, zur rechten Zeit einen Wachtspruch zu thun. Ich wünschte selbst dieses Talent zu besitzen.“

„Ihr besitzt so viel andre Talente, liebe Gräfinn, daß dieses kaum einen Platz finden würde.“

„Unsre Mütter waren beide Gelehrte, und die meinige begleitete sogar meinen Vater in den letzten Kreuzzug, aber sie starb dennoch vor

Gram, daß sie meinen Vater nicht von einer Wunde heilen konnte, die er von einem vergifteten Pfeile bekommen hatte. Ich habe seit der Zeit einiges Mißtrauen in die Arzneykunde gesetzt, und habe wieder verlernt, was ich etwa schon wußte.“

„Der Zufall ist doppelt trauig, weil er der Arzneykunde eine so geistreiche Freundin entrißsen hat.“

„Lieber Graf, ich unterwerfe meine Neugierde den Befehlen des Arztes. Man muß dem werthen Kranken nicht zu lange beschwerlich fallen. Und Ihr, Herr Ritter, seht, wie lieb man Euch hier hat, und was für Opfer man Eurer Gesundheit bringt. Aber wohl zu verstehn, aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und die Erzählung ist Euch beschwegen nicht für immer erlassen. Ich überrasche Euch einen andern Tag wieder, und ich bin versichert, daß Ihr mit meiner Aufmerksamkeit zufrieden seyn werdet.“

Die ganze Gesellschaft ging hinaus, und überließ Alimarn seinen Betrachtungen. Der Graf hatte einen guten Eindruck auf ihn ge-

macht, die Gräfinn nicht vollkommen. Aber dem Fräulein hätte er kniend tausendmahl die schönen Hände küssen mögen, daß sie ihn in diesem Augenblicke, da er so völlig überrascht war, durch eine so zärtliche Wendung von der Erzählung seiner Geschichte befreyt hatte.

Das Fräulein selbst nahm, sobald die Gesellschaft vor der Thür war, Theresen bey der Hand, und führte sie mit sich in ihr Gemach.

„Liebe Freundin,“ — fing sie an — „ich muß noch einige Kräuter haben — zu einem Tranke für unsern lieben Kranken. Aber wir müssen in die Klippen hinab. Willst Du mich begleiten?“

„O, ja freilich, liebes Fräulein. Ich wäre traurig gewesen, wenn Ihr mich nicht mitgenommen hättet. Aber das bedinge ich mir aus, daß ich wenigstens die Kräuter trage — damit ich nur auch etwas bey der Sache thue.“

„Ja, Du sollst sie tragen: Du sollst sie auch mit pflücken. Ich will Dich schon anweisen.“

„Gut! gut! — nein, nun will ich wahrhaftig anfangen, auch etwas zu lernen.“

Man nahm die Sonnenhüte, die Handschuhe, die Stöcke mit Stacheln, und ein kleines Körbchen, das man wechselsweise zu tragen beschloß. Man ging über die Zugbrücke, schlug hundert Schritte unter derselben rechts einen schmalen Fußsteig ein, und ging oder glitt auf demselben in die erste Tiefe hinab. Man mußte von hier an noch drey hohe steile Klippen erstiegen, zu denen kein gebahnter Weg führte, und zwey Tiefen durchschneiden, die nur an einigen Stellen zu durchschneiden waren — bis man an das kleine heimliche Plätzchen kam, welches ganz allein die Pflanzen erzeugte, die Adelheid jetzt nöthig hatte.

Der Weg gehörte wirklich nicht unter die bequemsten. Man mußte bald sich durch Dornenbüsche winden, die geradezu von den leichten fliegenden Gewändern einen Zoll forderten — bald sich Steinen anvertrauen, die verrätherischer Weise entwischten. Es gab sogar einige Stellen, die wirklich Bedachtsamkeit verlangten.

Aber dieser Weg hatte den schönen Wanderinnen schon mehr als Einmahl Vergnügen gemacht: besonders war er Theresen lieb geworden, weil sie auf demselben allemahl außerordentlich viel Gelegenheit zu lachen gefunden hatte. Er gab nämlich außerordentlich viel Gelegenheit auszugleiten, und bey jedem Ausgleiten wurde von ganzem Herzen gelacht. Und wem das Ausgleiten begegnete, der lachte meistens noch mehr, als dem, der zusah. Und wenn man einmahl ins Lachen gekommen war, so war an ein Ende desselben gar nicht zu denken. Dann durfte nur ein ehrlicher Maykäfer in seinem Fluge an einen Baumstamm anstoßen, und wenigstens Therese mußte sich auf die Erde setzen, um vor Lachen heiße Thränen zu weinen. Und wenn sie dann mit halberstickten Worten untersuchte, was der ehrliche Maykäfer wohl gedacht hätte, und was er eigentlich hätte denken sollen: so war am Ende das Fräulein genöthigt, sich neben sie zu setzen, und gleichfalls Thränen zu vergießen.

Aber heute legte man diesen Weg ganz still zurück. Man blieb an den Dornen hän-

gen: aber man verzog keine Miene, und machte sich stillschweigend los. Man glitt aus: aber man lachte nicht. Gesprochen wurde fast gar nicht: und wenn dann und wann die eine, um zu beweisen, daß sie nicht etwa auf die andre unwillig wäre, eine Frage that; so antwortete die andre nur mit zwey Worten. Und wenn auch diese zwey Worte gar nicht auf die Frage paßten, so ließ es doch die erste dabey bewenden, weil sie meistens schon wieder in tiefen Gedanken war.

Die beiden Wanderinnen erreichten endlich das Ziel ihrer Reise, und sie hatten es noch nie so geschwind erreicht. Aber sie waren auch noch nie so emsig auf ihrer Reise gewesen. Weil man wirklich ganz abgemattet war, so setzte man sich fürs erste auf das schöne weiche Moos, um ein wenig zu Athem zu kommen.

Die Natur schien dieses versteckte Plätzchen sich selbst vorbehalten zu haben, als sie ihre Schöpfungen gedichtet hatte. Wenigstens war es der schönste Tempel des Nachdenkens, den man sich ersinnen konnte, und er war rund herum von der übrigen Schöpfung abgesondert.

Von der Abendseite allein hatte er einen gefährlichen Zugang, aber nur von hohen Klippen herab. Gegen Morgen erhob sich ein schauerlicher dichter Tannenwald, in dem gewiß noch nie eine Art ertönt hatte, und der auf seiner höchsten Höhe plötzlich durch eine unabsehblich tiefe Felsenwand abgeschnitten wurde. Gegen Mitternacht thürmte sich bis zu den Wolken ein fast überhängendes Felsengebirge auf, das den Himmel zu tragen schien. Das Wasser, das aus den hundert Spalten des Gebirgs, und aus einer Grotte am Fuße desselben hervorquoll, sammelte sich in einem kleinen natürlichen Becken, und rauschte dann aus demselben über die größern und kleinern Steintrümmer nach Mittag zu, um sich da in mehreren Absätzen von einer unersteiglichen Felsenwand in die finstre Tiefe hinabzustürzen. Das Wasser im Becken war so durchsichtig, daß man glaubte, die goldenen Fischchen, die darinne spielten, schwämmen in der freyen Luft. Die Morgensonne hatte noch nie einen Blick auf diesen schönen Schauplatz geworfen, weil der neidische Tannenwald ihr seinen undurchsichtigen Vorhang entgegen

stellte. Nur die Mittagssonne durste ihn ganz, und die Abendsonne den Vordergrund desselben betrachten. — An seinen beiden Ufern hatte der unaufhörlich schwahende Bach einen breiten Teppich, der aus wohlriechenden Kräutern und aus duftenden Blumen zusammengewirkt war, und weiter hin war rechts und links ein Teppich vom schönsten Moose ausgebreitet.

Die beiden Wanderinnen saßen stumm auf diesem Moose neben einander, und schienen emsig nachzuspinnen, was sie mit einander sprechen sollten. Aber man konnte sich gar nichts erdenken, und man schämte sich beynah, einander anzusehn. Plötzlich sah Therese ein sehr schönes Vögelchen fliegen, das sich einige Schritte von beiden am Bache niederließ.

„O, das Vögelchen muß ich sehn!“ — sagte sie, und sprang geschwind auf.

Adelheid wollte es gleichfalls sehen, und beide sprangen nach dem Vögelchen. Man suchte emsig, und man fand es nicht. Therese verfolgte es abwärts nach dem Wasserfalle zu, und Adelheid aufwärts bis fast an die Grotte: aber das Vögelchen war nicht zu sehn.

Adelheid setzte sich oben an der Grotte auf ein Felsenstück, legte die Arme kreuzweis über einander, und sah unverwandt den rieselnden Quellen zu. Therese goß sich unten nahe am Wasserfalle hin, stützte mit der linken Hand den Kopf, und drückte die rechte ans Herz. Weiden war recht wohl, daß sie allein waren; beide gestanden sich heimlich, daß sie das Wügelchen nur zum Schein gesucht hätten. — Aber wer jetzt von oben auf das schwermüthige Plätzchen herabgesehn, und die beiden weißen Gestalten erblickt hätte, der hätte gesagt, die Göttinn der Liebe bewahrte die Grotte, und die Göttinn der Schwermuth behütete den Wasserfall.

Nach einer langen Zeit donnerte am Wasserfalle ein losgerißnes Felsenstück in den Abgrund hinab. Therese erwachte, hörte ein wenig zu, und sah sich dann nach dem Fräulein um. Das Fräulein saß oben in voller Dämmerung: die Sonne hatte den Hintergrund des kleinen Thals schon verlassen. Therese sah nach der Sonne, erschrak, und rufte das Fräulein. Adelheid sprang auf, und beide Mädchen wurden feuerroth, als sie zu einander kamen.

Erster Theil.

¶

„Wir müssen wahrhaftig eilen,“ — sagte Adelheid, und sah auf die Erde nach den Kräutern.

„Ja, wir müssen eilen!“ — sagte Therese, und sah in das Körbchen, das die Kräuter aufnehmen sollte.

Man sagte sich weiter nicht ein Wort, man pflückte geschwind die Kräuter, deren man bedurfte, und man trat eilig den Rückweg an.

Es war schon völlig Nacht, als man den Fuß des Burgbergs erreichte. Man war nun außer Gefahr sich zu verirren, und man setzte sich, um ein wenig auszuruhen.

„Aber, liebes Fräulein,“ — fing Therese an, um doch wenigstens etwas zu sprechen — „wenn diese Kräuter den Ritter wiederhergestellt haben werden. . .“

„Nun?“

„Wenn er dann nur nicht noch einmahl krank wird!“

„Wie denn so?“

„Ich habe meine Gedanken, und ich glaube, meine Gedanken betriegen mich nicht.“

„Nun ich höre ja, daß seine Wunden in

gutem Zustande sind, und für das Uebrige stehe ich.“

„Ach, die Wunden sind mancherley.“

„Zum Exempel?“

„Zum Exempel, die Pfeile machen Wunden, die Lanzen machen Wunden, und schöne blaue Augen machen Wunden.“

„Was denn für blaue Augen? wie kommst Du denn auf die?“

„O, wenn es nicht zu finster wäre, so wollte ich Euch die gefährlichen blauen Augen sogleich in meinem kleinen Taschenspiegeln zeigen.“

„Aha, ich sehe, Du hast Deine muntre Laune wieder gefunden. Das freut mich; denn Du hast heute den ganzen Tag noch nicht geschert.“

„Ach, ich gäbe was drum, wenn ich einen Scherz auftreiben könnte. Mir ist so bange, so sehr bange.“

„Nun, liebes Kind, weshalb denn?“

„Ach, ich weiß es selbst nicht. Aber was den Ritter betrifft, der wird krank — nein, der ist schon krank.“

„Du bist nicht gescheit, liebe Freundin. Sage mir nur in aller Welt, wie Du auf den Verdacht kommst.“

„Was man selbst sieht, darf man wohl glauben.“

„Und was hast Du denn gesehn?“

„Aber es ist freilich gar nicht zu verwundern.“

„Daß er krank ist?“

„Denn die Zärtlichkeit, mit welcher Ihr für seine Wiederherstellung sorgt...“

„Nun, ich dünkte, das wäre ja meine Schuldigkeit.“

„Und dann darf er Euch ja nur ein einziges Mal genau ansehen...“

„Höre, meine Liebe, wir wollen davon abbrechen. Ich glaube Dir nie einen Beweis gegeben zu haben, daß ich eine Freundin von Schmeicheleyen bin.“

„O, werdet nicht zornig, liebes Fräulein. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, Euch beleidigen zu wollen. Aber weil Ihr so haben wollt, so will ich schweigen.“

Man schwieg ein Weilchen von beiden Seiten.

„Ich bin gar nicht böse, liebe Freundin,“
 — fing das Fräulein wieder an — „aber sieh
 nur einmahl an, was Du mir da für Dinge
 vorschwäzest, und zwar mit so einem Ernste,
 als wenn ich sie den Augenblick glauben sollte.“

„Ich gehorche Eurem Befehle, und sage
 weiter gar nichts.“

„Du siehst ja wohl selbst ein, daß es
 lächerlich wäre, wenn ich einem so feierlichen
 Geschwäze geduldig zuhören wollte.“

„Ihr seht, liebes Fräulein, daß ich zu
 gehorchen weiß.“

„Ich ließe mirs gefallen, wenn Du noch
 den mindesten Beweis für Deine Behauptun-
 gen anführen könntest. Aber mir so ohne allen
 Beweis für den Ritter bange zu machen. . . .“

„Ohne allen Beweis? ohne allen Be-
 weis?“

„Behauptet ist noch nicht herabzulesen, liebes
 Kind.“

„Wollt Ihr meine Beweise hören?“

„Gut! aber das bedinge ich mir im Vor-
 aus — nur in der Absicht, damit ich Dich deut-
 lich überführen kann, daß Du Gespenster siehst.“

„Ihr habt also heute nicht Achtung gegeben, da wir mit dem Grafen und der Gräfinn zu dem Kranken hineintraten?“

„Nun?“

„Auf der Gräfinn blieben seine Augen wahrhaftig nicht haften.“

„Aber?“

„Aber — o, ihr müßt es bemerkt haben — Euch verließ sein Auge nur mit Widerwillen.“

„Den Widerwillen, liebes Kind, träumst Du hinzu. Und übrigens kannte er die Gräfinn noch gar nicht, mir aber glaubte er einige Verbindlichkeit schuldig zu seyn. Nein, liebe Therese, seine Blicke drückten bloß seine Dankbarkeit aus.“

„Dankbarkeit? — bloß Dankbarkeit? — o, ich kenne seine Blicke recht gut, wenn sie weiter nichts als Dankbarkeit ausdrücken. — Ihr hättet nur diesen Morgen heimlich zusehn sollen, wie ich den Balsam brachte. Er sah mich äußerst freundlich an — o so freundlich, daß es mir durch die Seele ging — aber er wendete sich gleich darauf nach der andern Seite

des Betts, wo Ihr gestern gestanden hattet, und da niemand da stand, so seufzete er leise — und ich hörte den Seufzer recht deutlich. Ach, seine Dankbarkeit kann ich recht gut unterscheiden — denn er glaubt ja mir auch Dank schuldig zu seyn — und es ist auch wahr, ich habe ihm doch das erste Mahl die Tropfen mit eingenommen — und das zweyte Mahl gab ich sie ihm ganz allein, und er hat mich auch zu allererst gesehen, und ohne mich wäret Ihr ihm gar nicht zu Hülfe gekommen. . . .“

„Du geräthst ja ganz außer Athem, liebes Mädchen.“

„Ich muß doch meine Beweise vorbringen, liebes Fräulein. Und das wißt Ihr auch, daß er mich für eine Fee, oder für eine Schutzheilige der verwundeten Ritter ansah. Aber sobald Ihr ihm verbothen hattet zu sprechen, sprach er plötzlich kein Wort mehr.“

„Gutes Kind, wenn Dich jemand so reden hörte, so müßte er wahrhaftig denken, Du wärest eifersüchtig.“

„Ich eifersüchtig? — ich eifersüchtig? — Nein, Ihr wollt Euch mit mir zanken. Daß

Ihr mich kränken wollt, glaube ich nicht. In meinem ganzen Leben habe ich mir noch keine Vorstellung von der Eifersucht machen können. — O, liebes, gutes Fräulein, wenn Ihr mich so lieb habt, als Ihr bisweilen sagt, wenn Ihr etwas auf mich haltet, wenn ich künftig so viel Vertrauen in Euch setzen soll, als bisher — so widerruft nur den Schimpf, daß ich eifersüchtig wäre.“

Therese fiel dem Fräulein um den Hals. Beide waren einige Augenblicke stumm. Theresens Thränen fielen auf Adelsheids Wange, und Adelsheids Thränen rollten auf Theresens Busen hinab.

„Verzeihe mir, liebe Freundin,“ — fing endlich das Fräulein an — „ich habe mich in der Eil zu stark ausgedrückt. Ich nehme das harte Wort, das ich gesagt habe, zurück. Ich wollte eigentlich nur sagen, daß Du bey den Verweisen, die Du mir geben wolltest, zu sehr ins Feuer geriethest. — Aber sey ganz ruhig; der Ritter ist bloß betroffen, daß ein unbekanntes Fräulein so innigen Antheil an ihm nimmt. Aber er würde darüber nicht so betroffen seyn,

wenn er wüßte, daß er meinem einzigen Bruder so ähnlich ist, der auch im Felde steht, und auch verwundet werden kann.“

„Eurem Bruder, Fräulein?“

„Zwey Menschen können kaum einander ähnlicher seyn, als er meinem Bruder ähnlich ist.“

„Und deswegen nehmt Ihr Euch seiner so außerordentlich zärtlich an?“

„Ja, und deswegen bitt' ich auch Dich, daß Du fortfährst Dich seiner anzunehmen.“

„O, ich will es gewiß an mir nicht fehlen lassen. — Sieht er Eurem Bruder ähnlich, liebe Adelsheid, und ist Euer Bruder wie Ihr; so muß der Ritter ein Engel seyn.“

Die beiden Mädchen, welche über ihrem Gespräche ganz vergessen hatten, daß sie in der Finsterniß am Fuße des hohen Burgberges saßen, fielen sich eben wieder in die Arme, als von den hohen Zinnen der Burg plötzlich das Lärmhorn ertönte. Sie erschrakten, blieben liegen, wie sie lagen, und zählten. Drey Stöße ins Horn bedeuteten Feuer, sechs zeigten an, daß das Land unsicher wäre, neune bothen den

Landsturm auf. Bey dem vierten Stöße sprangen sie auf, und als sie den siebenten zählten, hatten sie schon keinen Athem mehr. Nach wenig Augenblicken waren Pechpfannen ausgehängt, um den Weg zu beleuchten — es erschienen Geharnischte mit Fackeln — und die guten Mädchen kamen endlich glücklich, aber leichenblaß, über die Zugbrücke, die sogleich hinter ihnen aufgezogen ward.

Der Graf von Forcalquier hatte zwar schon am frühen Morgen die Nachricht gehört, daß Avignon durch Sturm erobert wäre. Aber es war ihm unglaublich gewesen, und die reisenden Kundschafter, die er ausgesandt hatte, waren erst gegen Abend zurückgekommen. Sie brachten außer der Bestätigung des Unglücks von Avignon auch die Nachricht zurück, daß die wüthenden Schaaren der Kreuzzügler, da sie keinen Damm mehr vor sich fänden, schon anfangen das flache Land zu überschwemmen, und da die Greuel zu wiederholen, die sie sich in der unglücklichen Stadt erlaubt hätten.

Der Graf ließ sogleich Anstalten zur Vertheidigung treffen. Die Rüstkammern wurden

aufgeschlossen, die Wachen wurden verdoppelt, jedermann erhielt seine Verhaltensbefehle. Aber jetzt vermiste man Fräulein Adelsheid und Theresen. Die Wache an der Brücke zeigte zwar den Weg an, den sie genommen hätten, aber die Diener, die nach ihnen geschickt wurden, brachten keine Nachricht von ihnen zurück. Der Landsturm wurde geblasen, die Pechpfannen wurden ausgehängt, die Fackeln wurden entgegengeschickt. Der Graf empfing die beiden Mädchen mit offenen Armen, und drückte sie freudig ans Herz.

Das Lärnhorn that noch mehr Dienste, als der Graf erwartet hatte. Der Zug der Bewohner des flachen Landes, die mit ihrem Viehe, und mit ihren besten Habseligkeiten, aber auch mit ihren Waffen, in die Burg flüchteten, dauerte bis lange nach Mitternacht. Man zog endlich die Pechpfannen wieder ein, um das Zeichen zu geben, daß die ausgeschickten Kundschafter nichts von streifenden Partheyen entdeckt hätten: aber gegen Morgen hörte der Thurmwächter den Schall von zwey Trompeten von der Tiefe herauf.

Der Wächter stieß ins Horn, der Graf wurde geweckt, die ganze Burg ward rege. Der Graf ließ Lärm blasen: alles stand unter den Waffen. Der Castellan trat in den steinernen Balcon über der Zugbrücke. Nach einer Viertelfunde hielt ein Zug von zwanzig Reitern am Schuttgatter. Einer der Trompeter rief an.

„Was ist Euer Verlangen?“ — fragte der Castellan von oben herab.

„Ein Herold des Königs von Frankreich verlangt den Einlaß für sich und seine Bedeckung.“

Der Tag graute, und der Castellan entdeckte so eben die goldnen Lilien auf dem Mantel dessen, der zwischen den zwey Trompetern hielt.

„Herr Herold, es lebe der König von Frankreich! Aber die Burg Hauteroche gehört dem Grafen von Forcalquier. Mein Herr ist in keinem Kriege befangen, und die Zeit zum Einlasse ist unschicklich. Was mein Herr mit befiehlt, soll geschehn.“

Der Castellan eilte fort zum Grafen, und kam nach einiger Zeit wieder.

„Herr Herold, Ihr seyd willkommen; aber Eure Bedeckung sitzt ab, und bleibt im vordersten Schloßhofe. Gefällt Euch das, so habe ich Befehl, die Brücke niederzulassen. Die Burg Hauteroche ist erb- und eigenthümlich, und niemand hat daran ein Oeffnungsrecht.“

Die Bedeckung saß sogleich ab, die Zugbrücke fiel nieder, der Herold ritt bis in den innersten Hof, seine Leute blieben zurück, und wurden gut beobachtet.

Zwey Edelknaben des Grafen führten den Herold in den großen Saal. Der Graf kam ihm einige Schritte entgegen, hieß ihn freundlich willkommen, und fragte, was für dringende Angelegenheiten ihn zu dieser Stunde des Tags hieher führten.

„Herr Graf von Forcalquier,“ — hieß der Herold an — „mein gnädigster Herr, der Herr König Ludwig von Frankreich, läßt Euch alles Liebe und Gute entbiethen, und läßt Euch kund thun, daß Gott die gerechten Waffen meines gnädigsten Herrn, des Königs, und meines

gnädigen Herrn, des Connetabels von Frankreich, Amalrich von Montfort, gesegnet hat, und daß die ruchlose Stadt Avignon in die Hände meines gnädigsten Herrn, des Königs, und meines gnädigen Herrn, des Connetabels, gefallen, und, wie recht, gezüchtigt worden, auch der ketzerische Graf von Comminges gefangen genommen, der ketzerische Herr von Beaucaire im Gefechte geblieben, und ihr ganzer ketzerischer Anhang vertilgt ist. Da nun mein gnädigster Herr, der König, und mein gnädiger Herr, der Connetabel, nicht gesonnen sind, die Ketzer, welche etwa noch entronnen seyn möchten, von irgend jemanden, wes Standes und Würden der auch sey, aufgenommen, gepflegt, oder gehegt zu wissen: so verbiethen hiermit besagter mein gnädigster Herr, der König, und besagter mein gnädiger Herr, der Connetabel, allen Grafen, Baronen, Rittern und Edeln, und allen ihren Schloßhauptleuten, Burgmännern, oder wie sie sonst Nahmen haben mögen, in ihren Burgen, Festen, oder Schloßern irgend einen der besagten Ketzer aufzunehmen, zu pflegen, oder zu hegen — alles bey Strafe des

Kirchenbanns, und was dem anhängig ist. — Und dem zu Folge fordere ich Euch, Herr Graf von Forcalquier, hiermit auf, daß Ihr alle die Ketzer, welche künftig zu Euch ihre Zuflucht nehmen möchten, sogleich gefänglich niederwerfet, und in Ketten nach Avignon bringen laßt, diejenigen aber, welche sich schon in Eurer Burg befinden möchten, ohne Verzug an mich ausliefert.“

Der Graf hatte die Rede des Herolds mit steigendem Unwillen angehört, aber die letzten Worte desselben hätten ihn beynahе außer aller Fassung gesetzt. Er hatte schon den Mund geöffnet, um zu befehlen, daß man den Redner und sein Gefolg gefangen nehmen sollte, als ihn der Lilienmantel, den der Redner trug, noch zu rechter Zeit an die Unverletzlichkeit desselben erinnerte. Er winkte dem Herolde mit der Hand, daß er ein wenig hier verziehen möchte, und ging hinaus, um eine kühlere Antwort vorzubereiten.

Der Connetabel Amalrich besaß einen unhändigen Stolz, und eine grenzenlose Rachsucht; und er war jetzt Sieger. Der König stand

ganz unter seiner Leitung, und der Cardinal-Legat, der Inhaber des fürchterlichen Danksstrahls, war sein innigster Freund, und der vertraute Genosse seiner geheimen Vergnügungen. Man durfte den Connetabel nicht gerade zu reizen.

Nach einiger Zeit trat der Graf wieder herein. In seinem Anstande war kalte Würde, in seinem Tone feierlicher Ernst.

„Sagt Eurem gnädigsten Herrn, dem Könige,“ — fing er an — „und Eurem gnädigen Herrn, dem Connetabel, der Graf von Forcalquier hätte, wie jedermann bekannt wäre, vom Anfange dieses traurigen Krieges an die strengste Neutralität beobachtet, und wäre unwiderruflich entschlossen, bey dieser Neutralität noch ferner zu beharren; er hätte nie die eine Parthey gegen die andre in Schutz genommen, und würde sich dessen auch ferner enthalten; es wäre zwar gestern früh ein fast lebloser verwundeter Ritter auf seine Burg gebracht worden, und er befände sich noch auf derselben; aber der Graf von Forcalquier kennt erstlich noch bis diesen Augenblick weder den Namen,

noch die Parthey des Ritters, und zweyten
hätte er demselben nun Einmahl seinen Schutz
zugefagt, und dürfte ihn auf keinen Fall aus-
liefern, ohne die heiligsten Geseze der Gast-
freundschaft zu verletzen: übrigens stünde Eurem
gnädigsten Herrn, dem Könige, und Eurem
gnädigen Herrn, dem Connetable, von Seiten
des Grafen von Forcalquier zu Diensten, was
derselbe nur Liebes und Gutes vermöchte.“

Der Herold zog wieder ab, und der Graf
verdoppelte die Sicherheitsanstalten in der
Burg. — Da es ihm aus mehrern Umstän-
den wahrscheinlich war, daß sein Gast gegen
den Kreuzzug gefochten haben möchte, so ver-
both er jedermann, der Zutritt zu dem Kran-
ken hatte, ihm über die Unruhe der vergangnen
Nacht Aufschluß zu geben. Selbst die Gräfinn
verboth es sehr strenge, weil sie an der baldi-
gen Genesung des jungen Ritters großen An-
theil zu nehmen schien. Aber es hätte der Ver-
bothe nicht bedurft. Denn Abelheid und The-
rese hatten schon von sich selbst Silvestern und
Mutter Marthen einen Wink deswegen gege-
ben, und Silvester und Mutter Marthe hatten
Erster Theil.

W

beide gemeint, ein Kranker müßte solche Neuigkeiten nur nach und nach erfahren.

Almars Gemach war in einem der hintersten Theile der Burg, und er hatte vom Eintritte des Abends an bis in den späten Morgen sanft und tief geschlafen. Er befand sich bey dem Erwachen sehr wohl, und ahndete nichts von allem, was vorgefallen war. Man ließ ihn noch einige Tage in seiner glücklichen Unwissenheit, und wenn er Silvestern fragte, was man Neues vom Kriege oder von Avignon hörte, so antwortete Silvester, der Doctor hätte gesagt, ein Kranker müßte sich um die Welthändel gar nicht bekümmern. Der Kranke drückte dann Silvestern die Hand, und sprach von etwas Andern.

Der Graf und die Gräfinn besuchten ihren Gast täglich, aber nur auf einige Augenblicke. Bey der Gräfinn überwog der Wunsch, den jungen schönen Ritter lieber gesund als krank zu sehen, die Neugierde, zu wissen, wer er wäre; und der Graf that jedesmahl bloß einige Fragen nach seinem Befinden, und führte dann die Gräfinn mit sich davon. — Fräulein Adels-

held machte täglich gleichfalls einen kurzen Besuch, aber nur als Arzt, und nur weil der Kranke ihrem Bruder so ähnlich sah, und nur in Theresens Gesellschaft. Aber Theresese selbst, die seit der Unterredung am Fuße des Burgberges ihre ganze Munterkeit wieder bekommen hatte, erschien des Tags mehrere Mahl, theils um Arzney vom Fräulein zu bringen, theils um sich im Nahmen des Fräuleins zu erkundigen, theils um der Waise Marthe, oder dem Oheim Silvester etwas Nothwendiges zu sagen.

Almar besserte sich von Tage zu Tage. Seine Wunden heilten zusehends, seine Stimme wurde täglich ruhrender, seine Blicke täglich eindringender. Nur die Mattigkeit wollte sich nicht so geschwind bezwingen lassen, und ein gewisses Seufzen nahm mehr zu, als ab.

Am ersten Tage, den der Ritter außer dem Bette zubrachte, stand er am Fenster, und Silvester stand neben ihm.

„Ist das hier die Gegend nach Avignon zu?“ — fragte Almar plötzlich.

„Herr Ritter, Ihr werdet uns doch nicht nach Avignon wollen!“ — antwortete Silvester.

„Freilich, es ist belagert.“

„Ach, wenn es auch nicht mehr belagert wäre.“

Aimar starrete Silvestern an, und die Thräne, die dem ehrlichen Manne auf die Wange tropfte, kam zu geschwind, als daß er das Gesicht hätte wegwenden können. Aimar fiel ihm plötzlich um den Hals; Silvester führte den Ritter zurück aufs Bett, und gab ihm einige von den Tropfen, die der vorsichtige Arzt für einen solchen Zufall hatte in Bereitschaft setzen lassen. Aimar lag einige Zeit ganz stumm, dann richtete er sich auf, und ergriff Silvesters Hand.

„Lieber Freund,“ — sagte er, und sah Silvestern fest in die Augen — „ich bin auf alles gefaßt. Nunmehr darfst Du mir nichts weiter verschweigen. Hast Du mich lieb?“

„Herr Ritter, das weiß der liebe Gott!“

„Willst Du, daß ich mich durch tausenderley falsche Vorstellungen ängstige und martere?“

„Nein, bey allen Heiligen, Herr Ritter, das will ich nicht.“

„Willst Du mir die volle, und die reine Wahrheit sagen?“

„So gut ich sie selbst weiß, Herr Ritter.“

„Wo ist der Graf von Comminges?“

„Man sagt, er ist gefangen.“

„Und der Herr von Beaucaire?“

„Man sagt, er ist im Gefechte geblieben.“

Almar sank aufs Bett zurück.

„Und nun seht Ihr, Herr Ritter, spreche ich immer, der liebe Gott weiß am besten, was uns gut ist, und wer seine Schuldigkeit thut, so gut ers versteht, und ein gutes Gewissen hat, der hat den lieben Gott allemahl zum Freunde, es mag ihm gehen, wie es will.“

„Und Du weißt also nunmehr, daß ich ein Keker heiße?“

„Nun, wenn ichs auch weiß.“

„Und Du hast mich noch lieb?“

„Was mir der liebe Gott schenkt, das habe ich lieb, es mag ein Keker oder ein Kreuzzügler seyn. Denn mit Einem Worte, Ihr seyd mein Lebendiger. — Und hört einmahl, Herr Ritter, habt Ihr ein gut Gewissen?“

„Ja, Silvester, das hoff' ich zu Gott.“

„Nun da könnt Ihr auch kein Ketzer seyn. Ja, und das sage ich Euch gleich, der Graf liefert Euch auch nicht aus, schlochterdings nicht.“

„Liefert mich nicht aus?“

„Und die Gräfinn, und die Fräulein Adelsheid, und die Theresse, und meine Mutter Marthe, und mein Bruder, und alles, was in der Burg lebt und webt, liefert Euch nicht aus, und wenn der König Ludwig und der Connetabel Amalrich noch zehn Herolde schicken.“

„Herolde? — Sie haben Herolde geschickt?“

„Seht Ihr, ich habe Euch die reine, und die volle Wahrheit versprochen, und wenn ich was verspreche, so halte ichs. — Vor einigen Tagen schickten der König Ludwig und der Connetabel Amalrich einen Herold; der verboth dem Grafen von Forcalquier, einen Ketzer aufzunehmen, und sann ihm an, alle die Ketzer auszuliefern, die er schon aufgenommen hätte.“

„Und der Graf?“

„Der Graf gab zur Antwort, er schützte keine Parthey gegen die andre, aber einen unbekanntem franken Ritter, der vor zwey Tagen zu ihm gebracht worden wäre, lieferte er nicht aus, er möchte am Ende gehören, zu welcher Parthey er wollte.“

„O, der großmüthige, vortreffliche Mann!“

„Ja, ich bin ihm sehr gut gewesen, aber nun bin ich ihm noch zehnmahl so gut.“

„Aber der Herold?“

„Der Herold zog mit dem Bescheide höflich ab, und der Graf ließ die Burg besetzen, als wenn sie schon belagert wäre, und Fräulein Adelheid. . .“

„Nun, Fräulein Adelheid?“

„Ja, und Fräulein Adelheid befahl, sobald Ihr das alles erföhret, Herr Ritter, solltet Ihr Euch gleich wieder zu Bett legen, und solltet — die Tropfen hier nehmen, und keine Grillen fangen, und nicht viel sprechen.“

Nimar legte sich sogleich zu Bett, nahm die Tropfen, sprach nicht, und schlief ein.

Am folgenden Morgen erwachte er sehr heiter. Sein erster Gedanke war, daß er heute

versuchen müßte, sein Krankengemach zu verlassen, um dem Grafen für seinen großmüthigen Schutz zu danken, und sich ihm zu erkennen zu geben. Er ließ sich melden; und kaum war er zum Grafen hineingetreten, als auch die Gräfinn herbeyhüpfte, und ihm freundlich die Hand drückte.

„O wahrhaftig,“ — sagte sie — „wir müssen den Ritter umarmen, weil er uns das Vergnügen gemacht hat, so bald gesund zu werden.“

Aimar ließ sich vor der Gräfinn auf ein Knie, und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand. Sie hob ihn zärtlich auf, umarmte ihn, und küßte ihn auf beide Backen. — Und nun wurde Aimar auch von dem Grafen umarmt.

Die Danksayungen des Ritters wollten weder der Graf, noch die Gräfinn hören. Als er aber um die Erlaubniß bat, ihnen mit der kurzen Geschichte seiner Unglücksfälle beschwerlich zu fallen, wurde man aufmerksamer.

„Ich bin der einzige Sohn des unglücklichen Barons von Castellane,“ — fing er an.

„Des Barons von Castellane?“ — schrie der Graf, und fiel ihm um den Hals — „meines ewig unvergeßlichen Freundes?“

Sobald der Graf ihn losgelassen hatte, nahm ihn die Gräfinn in ihre Arme, und sie behielt ihn sehr lange in denselben.

„Ich habe Euern würdigen Vater nicht gekannt,“ — sagte sie endlich — „aber er ist ein Freund meines Gemahls gewesen. Ich liebe ihn in seinem Sohne.“

Und damit fing sie eine neue Umarmung an, die wieder eben so lange dauerte, als die erste.

Nachdem man sich ein wenig beruhigt hatte, mußte sich Nimar zwischen der Gräfinn und dem Grafen niederlassen. Der Graf faßte seine linke Hand, die Gräfinn hielt zwischen beiden Händen die rechte. Die linke Hand wurde von Zeit zu Zeit sehr zärtlich gedrückt, an der rechten verfolgte ein Händedruck den andern.

Nimar fing nun an, mit allen Umständen — denn das verlangten der Graf, und besonders die Gräfinn, ausdrücklich — die Geschichte seiner ersten Jugendjahre zu erzählen,

und die Verdienste zu preisen, die sich der würdige Elias von Barsole um seine Erziehung erworben hatte. Die Gräfinn unterbrach den jungen Ritter alle Augenblicke, um dem großen Manne ihre Lobsprüche zu zollen, der einen so vortrefflichen Jüngling ausgebildet hätte. Aber als Aimar auf die Mönche zu Sanct Venezet kam, die ihn ihrem Orden hatten einverleiben wollen, so gerieth sie in einen so heftigen Zorn, daß ihre kleinen schwarzen Augen mächtig funkelten, und sie schlug förmlich einen Arm um den Ritter, um ihn gegen die schändlichen Versuchungen der Mönche in Schutz zu nehmen. Sie zitterte und bebte während des feuern Laufs der Erzählung, und bedeckte endlich, als Aimar zum Grafen von Comminges in Sicherheit gebracht war, den geretteten Jüngling mit feurigen Küssen. Der Graf konnte sich nicht enthalten ihr nachzuahmen.

„So einen Jüngling,“ — rufte die Gräfinn — „so einen Mann — so einen Ritter zum Mönche zu machen! — Es ist entsetzlich, wie weit bisweilen in den Klöstern die Verrücktheit gehen kann.“

Der Graf weichte dem ehrwürdigen Greise Elias die aufrichtigsten Zähren, und Aimar mußte einige Zeit inne halten, um sich selbst wieder zu fassen. Er fuhr dann fort zu erzählen. Man entsetzte sich über seinen verwegnen Entwurf, den Cardinal • Legaten und den Connetabel Amalrich aufzuheben, und man entsetzte sich beynahе noch mehr, als die kühne Unternehmung gelungen war. Der Graf und die Gräfinn sahn einander stumm an, und die Gräfinn konnte sich nicht enthalten sehr tief zu seufzen. Aber als Aimar ohne Besinnung auf das Schlachtfeld unter die Todten hinsank, schlug sie plößlich beide Arme um ihn.

„Ihr seyd hier in Sicherheit, Herr Ritter;“ — sagte sie — „bey diesem Kusse, Euch soll keine Gewalt aus unsern Armen reißen.“

„Das bestätige ich Euch hiermit bey meinem Ehrenworte,“ — sagte der Graf, und umarmte ihn gleichfalls.

„Elias von Barsole ist nicht mehr,“ — fing Aimar an — „der Graf von Comminges liegt in Ketten — der Cardinal • Legat und Amalrich werden mir nie vergeben — sie wer-

den mich bis ans Ende des Erdbodens verfolgen — ich werfe mich in Eure Arme, Frau Gräfinn, und Herr Graf — und ich nehme Euern großmüthigen Schuß an, bis meine Kräfte mir erlauben. . . .“

„Und was?“ — fiel ihm die Gräfinn geschwind ins Wort.

„Mich in die Kleidung eines Troubadours zu verbergen, und so das Lager des Grafen von Toulouse zu erreichen.“

„Wir wollen sehn!“ — sagte der Graf.

„Ja, wir wollen sehn! wir wollen sehn!“ — sagte die Gräfinn — Jetzt kann davon noch gar nicht die Rede seyn. Eure Kräfte, lieber Ritter müssen erst vollkommen — ganz vollkommen wieder hergestellt seyn, und wir behalten uns hier vor, das selbst zu beurtheilen.“

Almar kam entzückt zurück in sein Gemach. Er hatte in dem Grafen von Forcalquier einen Freund seines Vaters, und in der Gräfinn eine zärtliche Beschützerinn gefunden. Alle seine Bekümmernisse, daß die Erzählung seiner Geschichte einen übeln Eindruck machen möchte, waren gehoben, und, was er sich selbst nur

leise gestand, der Ort, welchen eine himmlische Gestalt zu einem Paradiese machte, durfte noch länger seine Wohnung seyn.

Fräulein Adelheid billigte als Arzt vollkommen den Entschluß der Gräfinn und des Grafen, den Ritter vor seiner völligen Wiederherstellung nicht von sich zu lassen: Theresie sang, und hüpfte, wo sie ging und stand; und Silvester und Mutter Marthe thaten sich nicht wenig drauf zu Gute, daß der Lebendige ein Sohn von einem alten Freunde des Herrn Grafen von Forcalquier wäre.

Je mehr der schöne junge Ritter von Tage zu Tage wieder aufblühte, desto zuvorkommender ward die Gräfinn, desto herzlicher Theresie, und desto zurückhaltender das Fräulein. Das erste war ihm wenigstens nicht lästig, das zweyte sah er sehr gern, aber das dritte machte ihn niedergeschlagen. Konnte denn das Fräulein von Andosse — denn er wußte nunmehr, daß sie es war — konnte das Fräulein denn darüber unwillig seyn, daß sie dem Ritter ihres einzigen Bruders — und dem, der wiederum von ihrem einzigen Bruder gerettet worden war — die

Gesundheit wieder gegeben hatte? — Das war äußerst seltsam: und doch gerade seit dem Tage, an welchem ihm das Fräulein ihre innigen Dankfagungen für das Leben ihres Bruders gemacht, und sich für glücklich erklärt hatte, daß sie dem edeln, großmüthigen Ritter desselben einige nützliche Dienste hätte erweisen können — gerade seit dem Tage hatte sie angefangen sich gegen ihn zurückzuziehn. Das war unbegreiflich, aber es war auch sehr traurig.

Almar fing an die Einsamkeit zu suchen: allein er mochte seyn, wo er wollte, so schwebte Adelheids Bild vor ihm. Dieses Bild verließ ihn nie, beschäftigte ihn sogar im Schlasfe. Silvester war mit seinem fröhlichen Geschwätze gar nicht mehr so willkommen, als sonst: er bekam Antworten, die gar nicht auf die Fragen paßten, und bisweilen, wenn er dem Ritter eine Menge Dinge erzählt hatte, bemerkte der Ritter am Ende erst, daß jemand im Gemache wäre. Nur Therese hatte noch das Glück, Almars Aufmerksamkeit zu fesseln, und die Tage, die jetzt Therese verlebt, waren die glücklichsten, die sie je hatte kennen lernen.

Sie trat eines Tags herein zum Ritter, um ihm einige frühe Blumen zu bringen, die sie selbst gezogen hatte. Er küßte die Blumen.

„Schönes Mädchen,“ — sagte er, und ließ sich auf ein Knie — „ich habe der Fee der verwundeten Ritter gelobt, daß ich ihr kniend die Hände küssen wollte, sobald ich es könnte. Ich bitte Euch um die Erlaubniß Wort zu halten.“

Er ergriff die Hände des erschrocknen Mädchens, und bedeckte sie mit feurigen Küßen. Theresens Wangen wurden glühend, sie wollte es nicht dulden, daß er ihr die Hände küßte, sie beugte sich herab — ihre brennende Wange berührte die Wange des Ritters, und haftete dran. Der Ritter wendete sich: sein Mund preßte sich auf ihre zitternden Lippen: ihre Lippen küßten wieder — und erst als sie wieder geküßt hatten, wurde sie inne, daß es geschehen war. Sie erschrak, riß sich los, und sprang davon.

Seit diesem Augenblicke ging sie nicht mehr einher, sondern sie schwebte — sie berührte den Boden kaum. Wer ihre Wangen ehedem

hatte blühen sehen, der sagte jetzt, damahls hätten sie nur versprochen, dereinst zu blühen.

Dennoch so oft Therese den Ritter wieder verlassen hatte, kehrte jedesmahl sehr bald jenes Bild wieder zurück, das nur während Theresens Gegenwart in den Schatten zu treten pflegte, und in Almars Träumen hatte nur Adelsheids, nie Theresens Gestalt den Vorsitz.

Silvestern wurde endlich bange, daß der Ritter wieder krank werden möchte, und er theilte im Stillen seine Besorgniß der Mutter Marthe mit.

„Laß Dus gut seyn, Vaterchen!“ — sagte Mutter Marthe — „ich habe Dirs ja voraus gesagt, daß der Doctor krank werden wird, und der ist auch tüchtig krank — und nun ist's recht gut, daß der Patient auch Anstalt macht, krank zu werden. Sorge Du für nichts; und wenns bey allen beiden noch viel schlimmer wird, so ist's recht sehr gut.“

Es wurde wirklich bei beiden Kranken schlimmer. Denn das Fräulein fing an, sich fast den ganzen Tag zu verschließen: und

Almar fing an, fast ohne alle Speise und Frank, und ohne allen Schlaf zu leben.

Almar beschloß endlich der Ungewißheit, die ihn quälte, ein Ende zu machen: wenigstens mußte er durchaus wissen, und aus Adelsheids eignem Munde wissen, wodurch er das Unglück gehabt hätte sie zu beleidigen. Er setzte sich eine Rede zusammen, in welcher er das Fräulein beschwor, ihm sein Verbrechen zu entdecken. Er wollte die schwerste Buße über sich nehmen, um es auszusöhnen: aber nur das konnte er nicht erdulden, daß sie auf ihn zürnte, daß sie sichtlich ihm auswich. Er war sich bewußt, daß seit dem unvergeßlichen Augenblicke, da er sie zum ersten Mahle gesehen hatte, kein Gedanke in seine Seele gekommen wäre, der nicht die innigste Verehrung für sie, der nicht beynah Anbethung enthalten hätte. Die Rede enthielt noch viel mehr, und sie sollte bey der ersten Gelegenheit gehalten werden, da der Ritter das Fräulein nur Einen Augenblick allein treffen würde.

Die Gelegenheit ließ zum Glücke nicht auf sich warten. Der Ritter, der in den
Erster Theil.

Burggarten gehen wollte, begegnete in einem langen einsamen Gange der Burg dem Fräulein, die aus demselben zurückkam. Beide erschrafen vor einander, und beide suchten es zu verbergen, daß sie erschrocken waren. Der Ritter verbeugte sich ehrerbietig, ergriff mit einer Hand, die sehr zitterte, eine andre Hand, die noch viel mehr zitterte, ließ sich auf ein Knie, küßte die Hand, wollte sprechen, wollte seine Rede halten, und fragte endlich das Fräulein stammelnd, ob sie den schönen Morgen hätte genießen wollen.

„O, ich bitte Euch, Herr Ritter, steht auf!“ — stammelte sie — „Aber es geht ein rauher Nordwind — verweilt Euch nicht zu lange im Garten.“

Der Ritter wußte weiter nichts zu sprechen. Er verbeugte sich, und küßte ihr noch einmahl die Hand. Beide schieden aus einander. Das Fräulein hatte kaum einige Schritte gethan, als sie sich schüchtern nach dem Ritter umsah: aber sie traf gerade den Augenblick, in welchem er sich nach ihr umsah. Dieses Unglück bewog beide, ihre Schritte

zu beschleunigen. Das Fräulein kam diesen ganzen Tag nicht zur Gesellschaft. Nimar, welcher sah, daß sie noch für seine Gesundheit besorgt war, schloß daraus, daß er doch nicht ganz verstoßen seyn könnte, und da er die Erfahrung gemacht hatte, daß er keinen Muth hätte, mit ihr zu sprechen, so beschloß er, an sie zu schreiben. Und die Schrift wollte er ihr selbst übergeben, so bald er sie wieder allein sähe.

Er ging Tags drauf sehr früh in den Garten, um da recht ungestört an seinem Schreiben zu dichten. In tiefen Gedanken, den Kopf zur Erde gesenkt, die Hände auf dem Rücken in einander gelegt, verfolgte er die krummen Gänge des Gartens, so wie sie sich darbothen, und sah endlich zehn Schritte vor sich eine Laube. Diese Laube lag so heimlich, daß es sich da gewiß am besten nachdenken ließ. Er trat hinein, sah sich nach einem Sitze um, und — ließ sich, ohne zu wissen, was er that, auf ein Antle nieder, als er eine himmlische Gestalt in einem leichten Morgen- gewande, halb sitzend, halb liegend auf eine

Nasenbank hingegossen sah. Die linke Hand der Gestalt hing nachlässig herab, und hielt ein feines weißes Tuch, welches nasse Flecken hatte, und die rechte Hand bedeckte die Augen, aus welchen blinkende Thränen über den marmornen Arm herabperlten. Alle Sinne der Gestalt waren von der Betrachtung, die sie anstellen mochte, so innig verschlungen, daß sie weder den wandelnden Schatten des Ritters gesehn, noch seinen Fußtritt gehört hatte.

Der Ritter hatte einige Augenblicke gekniet, als wider seinen Willen ein tiefer Seufzer seine Fesseln zersprengte. Nur mit Geistern, welche seufzeten, mußte der Geist des himmlischen Wesens gleich gestimmt seyn. Denn dem tiefen Seufzer des Ritters antwortete sogleich ruhig ein tiefer Seufzer der dachtenden Gestalt. Aber jetzt erhob sie das weiße Tuch, um sich die Augen abzutrocknen. Sie nahm die rechte Hand von den Augen, erblickte den knienden Ritter, that einen Schrey, und sprang auf, um zu entfliehen. Aber ihre Kräfte waren treulos: sie sank wieder auf die Nasenbank zurück.

Nimar sprang auf, schlug einen Arm um Adelheid, um sie aufrecht zu halten, und preßte eine ihrer Hände an seine Lippen.

„Fräulein, Ihr vergießt Thränen, Ihr seyd unglücklich — bey allen Heiligen bit' ich Euch, laßt mich Theil an Euerm Kummer nehmen.“

„O, Herr Ritter — es ist nichts — beruhigt Euch — Ihr habt mich überrascht.“

„Ich bin unschuldig an dem Ueberraschen — aber eben, weil ich Euch überrascht habe, weiß ich um so gewisser, daß Ihr leidet.“

„Und wenn dem auch so wäre! hat nicht jeder Mensch seine kleinen Leiden?“

„Fräulein, habe ich etwas verbrochen? habe ich Euch beleidigt? womit kann ich es büßen?“

„Ihr verbrochen? Ihr büßen? — Ihr, dem ich den innigsten Dank schuldig bin?“

„Wem, Fräulein, wem seyd Ihr Dank schuldig?“

„O, ich sehe Euch noch todtenblaß vor mir liegen — ich sehe Euch das Gesicht nach mir wenden, und auf die Worte horchen, mit

welchen ich Euch das Sprechen verboth — ich sehe Euch gehorsam den goldnen Becher ausleeren — und heute lebt Ihr, und blüht, wie eine Rose, und ich wäre Euch nicht Dank schuldig, lieber Ritter?“

Nimar stürzte dem Fräulein zu Füßen, und seine Thränen rollten in dem Schoße ihres Gewands herab.

„Bey meinem Leben — bey dem Leben, für das Ihr mir Dank schuldig seyn wollt, beschwöre ich Euch, laßt mich Theil an Euern Leiden nehmen.“

„Steht auf — o, ich bitte Euch, Ihr ängstigt mich — steht auf! — Meine Leiden sind — nun ja, ich wills Euch sagen — dringt nicht weiter in mich — habt Achtung für ein Geheimniß.“

„Das Geheimniß stirbt in meinem Herzen — es stirbt in dem Herzen, das durch Euch schlägt, und das für Euch schlägt — in dem Herzen, das bey Euerm Nahmen zittert — das bey Eurer Stimme hüpfet — und bey Euern Thränen zermalmt wird — in dem Herzen, das nichts ist ohne Adelheid, nichts

klopft als Adelheid, in nichts lebt und webt,
als in Adelheid.“

„Um Gottes willen, Ritter!“

„Euer Geheimniß!“

„Lieber Nimar!“

„Ach, Euer Geheimniß!“

„Bester, liebster Freund!“

„Adelheid, Euer Geheimniß!“

Es entstand eine Stille. Zwey Augen,
die von Thränen nebelten, richteten sich schüch-
tern nach zwey Augen, die von Thränen bliz-
ten; und eine Hand, die sich bisher ungerochen
hatte pressen lassen, fing eben an, die pressende
Hand leise wieder zu drücken — als man plöz-
lich ein Geräusch hörte. Adelheid erblaßte,
und war mit zwey Schritten durch den zweyten
Ausgang der Laube verschwunden.

Nimar war nicht erschrocken; er vermistete
nicht einmahl das Fräulein. Adelheids Blick
und Adelheids Händedruck hatten eine neue Welt
in ihm erschaffen. Außer ihm gab es jetzt keine
Schöpfung. Die Gräfinn, welche nach einiger
Zeit in die Laube hereinkam, fand ihn eben so
auf die Nasenbank hingeschmolzen, eben so in

eine einzige Betrachtung versunken, als er kurz vorher Adelsheid gefunden hatte.

„O, das ist allerliebste!“ — sagte die Gräfinn, und klatschte in die Hände — „unser junger Troubadour fängt an, zu versprechen.“

Der junge Troubadour erwachte, sah die Gräfinn vor sich stehen, sprang auf, und küßte ihr ehrerbietig die Hand. Allein er schien nicht ganz in seiner Ordnung zu seyn, er zupfte am Wamms, er sprach kein Wort.

„Dasmahl, Herr Ritter,“ — fing die Gräfinn wieder an — „dasmahl seydt Ihr auf der That ertappt.“

Ulmar wurde bald blaß, bald roth: er war so verlegen, daß er Ein Mahl über das andre nach dem Ausgange der Laube blickte, durch welchen das Fräulein verschwunden war: und man mußte Gräfinn von Forcalquier seyn, um durch diese Blicke auf keinen Argwohn geleitet zu werden.

„Aber ich dünkte, Ihr gäbt mir Euern Arm,“ — sagte sie wieder — „und wir gingen mit einander ein wenig im Garten herum.“

Nimar gab ihr stillschweigend den Arm, und man verließ die schwermüthige Laube.

„Die Dame Eurer Gedanken, lieber Troubadour, wäre also gewählt. Hab' ichs errathen?“

„Gnädige Gräfinn!“

„O, läugnet es nicht! Ein junger Troubadour, den man so antrifft, wie ich Euch angetroffen habe, mit so glühender Wange, mit so trunknem Auge, in solcher Abgeschlossenheit von dem, was um ihn her ist, so versunken in seinen Dichtungen...“

„Und wenn dem nun so wäre, gnädige Gräfinn?“

„Nun immer weiter! — Wir sind allein, es hört uns hier niemand.“

„Wie? wenn mein Herz zu verwegen gewählt hätte?“

„Verwegen? — ein junger Ritter von solcher Blüthe, von solchem Anstande, von solchem Geiste sollte zu verwegen wählen können? — Wahrhaftig, wie er da steht! Wie ein wahrer Verführer!“

„Ihr seyd unendlich gütig, gnädige Gräfinn!“

„Ich hoffe, daß Ihr Euch nie über meine Strenge zu beklagen haben sollt. Aber vor allen Dingen verlange ich, daß man spricht.“

„O, ich weiß oft so viel zu sprechen, wenn ich allein bin — beschleße so viel zu sprechen — und sobald ich mich ihr nähere, weiß ich nichts mehr — ich zittere, ich fürchte zu beleidigen, ich schweige.“

„Aber soll denn Eure Dame Euch um den Hals fallen, Euch küssen, und sagen: Verführer, ich liebe Dich? — Es wäre wahrhaftig der Mühe werth einen Versuch zu machen — ja! bloß um zu sehen, was er dann angeben würde.“

Sie fiel ihm feurig um den Hals, preßte ihm einige Küsse auf den Mund, und hielt sich die Hand vor die Augen.

„Verführer, ich liebe Dich!“ — sagte sie, und Almar senkte sich auf ein Knie, und küßte ihr höflich die Hand.

„Nun? — gar kein Wörtchen?“

„O, spottet meiner nicht, gnädige Frau —
Euer Spott ist grausam, er vernichtet mich.“

„Nein, das heißt die Bescheidenheit zu
weit getrieben. Nun wohl! denn, ich kenne
die Dame Eurer Gedanken.“

„Ihr kennt sie? o, Ihr kennt sie?“

„Und ich kenne alle ihre leisesten Wün-
sche. . . .“

„Und, gnädige Gräfinn? und?“

„Ihr seyd erhört, Nimar — Ihr seyd
längst erhört.“

Sie gab dem Ritter einen Backenstreich
und einen Kuß, und sprang davon.

Nimar stand wie vom Donner gerührt.
Sprach die Gräfinn von dem Fräulein? — das
war unglaublich. — Sprach sie gar etwa von
sich selbst? — das war noch unglaublicher. —
Nein, alles war ein Scherz, aber freilich war
der Scherz verwundend — doch wußte die
Gräfinn vielleicht selbst nicht, daß er verwun-
den konnte. Nimar war unerfahren, und
wenn ihm Silvester, der die Gräfinn nicht
zu lieben schien, bisweilen von der Gräfinn
hatte erzählen wollen, so hatte er gesagt, sie

wäre jetzt seine Beschützerin, und Silvester hatte geschwiegen.

Nimar ging, den Garten zu verlassen. Er war nicht weit mehr von der Thür, als er etwas im Sande blinken sah. Es war ein sehr schönes Strumpfband: er hob es auf, und betrachtete es. — Wie viel hätte er drum gegeben, wenn es dem Fräulein angehört hätte! — Aber plötzlich sah er in einem der Seitengänge die Gräfinn, die sehr eifrig etwas zu suchen schien.

„O weh!“ — sagte er überlaut, und hätte beynähe das schöne Band wieder hingeworfen.

Jetzt erblickte ihn die Gräfinn: sie sah sogleich das Band in seiner Hand, und schlug beide Hände zusammen.

„Nun, das ist gottlos!“ — sagte sie, indem sie näher kam — „die schüchterne Jungfer hat noch obendrein das blinde Glück zum Gehülfen.“

„Ist das Band Euer, gnädige Frau?“

„Hier ist der Beweis davon,“ — sagte sie, und zeigte ihm auf einige Blitze das

andre Strumpfband, das sie noch am Fuße hatte.

Die Gräfinn besaß den schönsten Fuß, den man besitzen konnte. Sie war in ihrer Jugend wegen ihres Fußes berühmt gewesen, sie verwahrte noch ganze Sammlungen von Gedichten, die er veranlaßt hatte, und er war der einzige von ihren Neizen, der ihr bis auf den heutigen Tag eine unwandelbare Treue bewiesen hatte. Ihr schöner Arm, und ihre schöne Hand waren bey weitem untreuer geworden. Doch waren sie bey alle dem mit ihren übrigen Neizen in dieser Rücksicht noch gar nicht zu vergleichen.

Die Gräfinn wußte zwar das letzte schlechterdings nicht, aber von dem unwiderstehlichen Zauber ihres Fußes war sie ganz besonders gut unterrichtet. Auch hatte sie ihn schon bey mehreren Gelegenheiten gegen Nimarn geltend machen wollen — und sie wußte so etwas geltend zu machen — aber Nimars tiefe Ehrfurcht hatte jedesmahl seine Aufmerksamkeit erstickt. Es war nöthig, seine Ehrfurcht ein wenig abzuleiten, um seiner Aufmerksamkeit Raum zu machen.

Almar hatte vorgestern Adelsheiden und Theresen von ihren Maulthierren absteigen sehn, als sie von einem Spazierritte in das Thal zurück kamen. Der Fuß der Gräfinn war Adelsheidens und Theresens Fuß, in Eine Form zusammengegossen. Und das war das höchste, was man von einem schönen Fuße urtheilen konnte. — Er stand da, hielt das Band hin, und stammelte etwas, das nicht zu verstehen war.

„Wahrhaftig,“ — sagte die Gräfinn — „man sollte dem Milch und Blute ein wenig die hübschen Augen austragen. Denn erstlich kommt der Ruhestörer daher, und macht, daß man nicht schlafen kann — und hernach hat er wer weiß was für einen Wund mit dem Zufalle, daß man sich noch obendrein die Strumpfbänder von ihm umbinden lassen muß.“

Almar verstand den Wink: allein er hätte lieber gewünscht, er wäre dasmahl seines Rechts oder seiner Schuldigkeit — wie man es nun nennen wollte — entlassen worden. Er faßte sich ein Herz, und machte Anstalt, sich auf ein Knie zu lassen.

„Hier unter freyem Himmel?“ — sagte sie, und hielt ihn plötzlich zurück. — Vermuthlich, damit der Verföhrer seines Triumphs ganz genießt, und damit ein Gartenarbeiter, oder sonst jemand darzu kommt, und in vier und zwanzig Stunden eine Geschichte von mir und von ihm zusammensetzt, von der nicht der tausendste Theil wahr ist?“

Almar erschrak, daß er an allen Gliedern zitterte. Er sah sich schon nach dem Gartenarbeiter, und besonders nach dem „sonst jemand“ um, der ihn hier überraschen könnte.

„Euren Arm!“ — fuhr die Gräfinn fort — „und in meinem Gemache ist die Sache binnen zehn Augenblicken abgethan. — Doch still! Ihr könntet noch eher loskommen; aber ich werde den Schlüssel nicht haben. — Ja, wahrhaftig, ich habe ihn. — Euren Arm, lieber gefährlicher Almar!“

Sie führte ihn an ein kleines Thürchen, das höchstens fünf Fuß hoch war, schloß auf, schloß hinter sich zu, und gab dann dem Ritter die Hand, damit er hinter ihr her die

zwey und siebenzig Stufen der schlecht erleuchteten Wendeltreppe nicht verfehlen möchte.

„Ihr habt ein kleines verstoßnes Winkelschen noch nicht gesehn“ — sagte sie unterwegs — „das ich meine Nachtigallen-Warte nenne. Ich schlafe hier dann und wann in der schönen Jahreszeit, um den Nachtigallen im Garten zuzuhören, und ich werde, wenn mirs einfällt, vielleicht die künftige Nacht hier zu bringen.“

Das Winkelschen, in das man endlich hintrat, war wirklich klein, und es war wirklich verstoßnen. Es hatte weiter nichts, als zwey sehr geschmackvolle Betten, von denen das eine für die Gräfinn, und das andre, wie sie selbst sagte, für eine Kammerfrau war, dann vier Armsessel, und zwey niedliche Tischchen — und mehr konnte es beynabe nicht in sich fassen. Der Geist der Dämmerung schien hier zu herrschen. Denn die helle Sonne schien eben in die zwey kleinen Fenster der schauerlichen Nachtigallen-Zelle, und dennoch drang zwischen den klasterdicken Mauern und durch die rothseidnen Vorhänge nur gerade so viel Licht herein, daß

nicht knien: setzt Euch neben mich — aber allen Muthwillen will ich verbethen haben.“

Die Gräfinn saß sogleich halb aufgerichtet auf dem einen Bette — der schöne Fuß, dem das Strumpfsband fehlte, lag da — und der Ritter hatte Platz, sich daneben zu setzen. Aber das verschämteste Mädchen hätte die Lage im Bette nicht bescheidner wählen — den Fuß nicht vorsichtiger darbiethen können.

Der Ritter, anstatt sich zu setzen, kniete nieder — legte zitternd das Band um den reißenden Fuß, fing an die Schleife zu knüpfen — knüpfte, und knüpfte — und zog zu — und behielt die beiden Flügel des Bandes in der Hand. Die Gräfinn schlug ihn auf die Finger, und untersuchte den Verband. Es war ein Knoten, dergleichen wenige so derb gerathen.

„Nun das muß ich gestehen, er ist gerade so ungeschickt, als er hübsch ist. — Setzt Euch, und macht Eure Sache besser. So muß das Band gebunden werden, wie das hier gebunden ist; und gerade so muß die doppelte Schleife sitzen.“

Der Ritter mußte sich neben sie setzen: der Knoten war erst wieder aufzuziehen, und das war eine schwere Aufgabe. Die Gräfinn wachte mit der jungfräulichsten Sorgsamkeit über alle ihre Bewegungen, aber eben darüber vergaß der Ritter am Ende die Gräfinn ganz. Sie reichte ihm Nadeln, aber die eine Hälfte der Nadeln ließ sie selbst unterwegs fallen, und die andre Hälfte entfiel dem Ritter. Sie nahm endlich die letzte Nadel, die sie noch hatte, und die sie ihm also nicht anvertrauen wollte; in wenig Augenblicken hatte sie den Knoten aufgezogen.

Sie zeigte ihm nun einige Mähl, wie man eine doppelte Schleife machte. Er stellte Einen Versuch nach dem andern an, aber die Versuche mißlangen sämmtlich, und wenn er glaubte, in diesem Augenblicke würde er die Schleife zu Stande bringen, schlug ihn die Gräfinn auf die Finger, und sagte, das wäre ganz verkehrt angefangen.

Des Ritters Augen wendeten sich nicht ein einziges Mähl nach der Gräfinn, aber sie hasteten frey und mit Wohlgefallen auf dem

schönen Fuße. Es war ein Meisterstück der Schöpfung, woran er seine Blicke weidete, es war höchstens der Fuß Abelsheids oder Theresens — der Fuß der Gräfinn war es gar nicht.

Endlich gelang eine Schleife, aber nur so halb und halb, und die Gräfinn sagte, sie wollte damit zufrieden seyn. Nimar beugte sich, drückte einen ehrerbietigen Kuß erst auf sein vollendetes Werk, und dann auf das Muster, nach welchem er gearbeitet hatte. Und in diesem Augenblicke verließ er das Bett.

„Und Euer Ritterrecht?“ — fing die Gräfinn an, und sprang gleichfalls auf. — „Wahrhaftig, sogar seine Zerstreung kleidet ihn.“

Sie vergaß, daß wegen des Verbrauchs der Nadeln ihr Busen ganz fessellos geworden war, sie schlang beide Arme um den Ritter, und küßte ihn erstlich für das Band — und zweytens für seine Ungeschicklichkeit — und drittens für seine allerliebste Zerstreung.

Nimar sah und hörte sie nicht — er sah bloß Abelsheiden und Theresen von ihren Maulthieren absteigen.

Die Gräfinn schien sehr zufrieden mit ihm und mit sich selbst zu seyn. Aber es war viel Zeit verlaufen. Sie gab Alimarn die Hand, führte ihn an eine Fallthür, stieg mit ihm eine verborgne Treppe hinab, schloß einige enge Gänge auf, nahm ihm am Ausgange des letzten noch einmahl das Versprechen der Verschwiegenheit ab, drückte seine zitternde Hand einige Mahl fest an ihren klopfenden Busen, und entließ ihn. Sie schloß hinter sich zu: Alimar taumelte eine Treppe hinab, und befand sich in dem Hofe der Burg, auf welchen seine Fenster sahen.

Therese begegnete ihm, und hüpfte auf ihn zu. Er wurde verlegen, und gab ihr verworrene Antworten. Therese stuzte, und sah ihn mit ihren großen blitzenden Augen freundlich an. Er wurde noch verlegener, und schien überhaupt dasmahl sehr eilig zu seyn. Sie sah ihm nach, schlich sich nach einem dunkeln Gange des Hofes, und wischte sich die Augen.

Der Graf war heute von seiner ganzen Tischgesellschaft verlassen; alle Mitglieder derselben hatten sich nach einander als unpäßlich

melden lassen. — Die Gräfinn wollte in der Stille ihres Triumphs genießen, und Maßregeln vorbereiten, um denselben zu sichern. Es war nunmehr gewiß, daß die beiden untergeordneten Schönheiten der Burg Nimars Herz leer gelassen hatten. Er sprach freilich nicht, weil er zu schüchtern war; allein er war eben so schüchtern, weil er so innig verliebt war. — Adelheid bedurfte heute keiner irdischen Nahung, sie hatte Nimarn zu ihren Füßen liegen, sie hörte ihn tausendmal wiederhohlen, daß sein Herz nur für sie schlug; aber wenn sie ihre eignen Worte überlegte, so zankte sie sich bald mit sich selbst, daß sie ihm zu viel verrathen hätte, und bald machte sie sich Vorwürfe, daß sie gar zu zurückhaltend gewesen wäre; sie konnte nicht mit sich einig werden, was nun zu thun wäre, wenn er sie etwa wieder allein träfe, und ihr wieder zu Füßen fiel. — Therese hatte die Gräfinn im Garten aufgesucht, um ihr ein Schlüsselchen abzufordern: sie hatte plötzlich von weitem Nimarn und die Gräfinn erblickt, beide waren wenig Augenblicke drauf durch das geheime Thürchen verschwunden: das

Herz hatte ihr eine Stunde lang mächtig geklopft, denn sie hatte sich nicht enthalten können, im Stillen auf Aimarn zu warten; und er war wirklich auf dem geheimen Wege zurückgekommen, auf welchem sie ihn erwartet hatte; und er war sehr zerstreut, beynahе unhöflich gewesen. O, man kannte die Gräfinn, ganz gewiß war sie unverschämt gewesen, und Aimar war im Zorne von ihr gegangen. Therese konnte unmöglich zu Tische kommen, sie hätte die Gräfinn vor sich sehn müssen; sie bekam geschwind heftige Kopfschmerzen. Möchte doch die Gräfinn jeden Ritter lieben, der auf die Burg kam: Therese kümmerte sich nicht drum. Aber Aimarn zu lieben, das war empörend: denn . . . denn . . . Mit Schrecken entdeckte jetzt Therese, daß sie eifersüchtig wäre, daß sie Aimarn selbst liebte. Sie warf sich auf ihr Bett, bedeckte ihr glühendes Gesicht mit beiden Händen, und hatte in kurzer Zeit so geschwollne Augen, als wenn sie wirklich an dem heftigsten Kopfswehe litte. — Aimar verschloß sich den ganzen Tag, weil er Gesellschaft hatte. Bald trat die seltsame Dame von der Klause

auf, bald erschien die überirdische Dame von der Laube. Wie er mit der ersten dran war, begriff er gar nicht: er hatte nie unter Frauen gelebt, und die Art und Weise der Frauen dieser Gattung war für ihn ein unentdecktes Land. Allein immer blieb es ihm am Ende wahrscheinlich, daß sie ihren Scherz mit ihm trieb, und daß sie ihn bloß auf die Probe stellen wollte. Das blendende Weiß der unaussprechlich schönen Formen, mit denen er sich heute so lange beschäftigt hatte, erschien ihm zwar wieder, so oft er beym tiefen Nachsinnen die Augen verschloß: aber diese Formen blieben immer ein abgerissnes Stück, sie machten nie mit der Dame von der Klause ein Ganzes aus. Sie führten vielmehr jedesmahl am Ende die beiden Maulthiere von vorgestern, und deren schöne Bürden herbey, und einen Augenblick drauf stand in ihrer ganzen Glorie die Dame von der Laube da. Dieser fiel man sogleich zu Füßen; man bath ihr schamroth die Verwegenheit ab, daß man ihr Geheimniß hatte erforschen wollen, daß man sogar von seinem Herzen gesprochen hatte; man widerrufte alles, was

ihr unangenehm gewesen war; es sollte als nicht gesprochen angesehen werden: denn man war von ihrer himmlischen Gestalt, von ihren Blicken, von ihrer Sprache, von allen ihren Bewegungen so hingerissen gewesen . . . und nun folgten noch viel schwerere Vergehungen, als diejenigen, die man eben abgebeten hatte.

Adelheid hatte einen sehr süßen Schlaf gehabt: sie erwachte mit der Morgendämmerung. Sie stand sogleich auf; sie war so heiter, so erquickt; sie fühlte sich so leicht, so schwebend, so wie zum Tanze gehoben. Sie öffnete ihr Fenster; der Morgengesang von zehntausend Vögeln vom Thale herauf schlug ihr entgegen. Sie kleidete sich geschwind an, und mit dem Aufgange der Sonne trat sie in den Garten.

Die Luft war balsamisch, die Erleuchtung des Gartens war feenmäßig. Die kleinen Vögelchen, die recht wohl wußten, daß sie auf dem Gebethe des Grafen von Forcalquier waren, trieben einen Lärm, daß man kaum sein eignes Wort hören konnte. Und während die einen das Maul gar nicht zuthaten, sondern in

Einem fort zwitscherten, und lockten, und pfliffen, und krächten, so jagten sich die andern durch alle Büsche und Zweige herum, und trieben ihren Unfug bisweilen so geradezu, daß Adelheid ihre goldnen Locken wieder in Ordnung bringen mußte.

Und das war freilich um so unartiger, da sie vor dem Ausgehn ihre Locken sehr sorgfältig geordnet, und überhaupt auf ihren ganzen Morgenanzug mehr Zeit als sonst gewendet hatte. Unterdessen hatten alle diese Anstalten nicht die geringste Absicht, und auf irgend eine Gesellschaft war dabey so wenig gerechnet, daß man vielmehr den festen Entschluß faßte, eine gewisse Laube, in der man dann und wann nicht sicher war, heute schlechterdings zu vermeiden. Denn dem Verdachte, als wenn man heute noch mehr erfahren wollte, als man gestern erfahren hatte, durfte man sich doch wahrhaftig nicht aussetzen.

Man hielt sich Wort — man blieb von der gefährlichen Laube so weit entfernt, als möglich — man setzte sich an zehn Orten auf Steine, oder auf Bänke nieder, um in das

Getümmel des erwachten Tages einige Seufzer hineinzuschicken — und man kam endlich an ein kleines Wasserbecken, dessen Rand mit Bergknechtbenedict besetzt war.

Das ganze Plätzchen war eine mühsame Schöpfung von Theresen. Sie hatte drey Frühjahre daran gearbeitet. Ihre ganze Seele hing dran; und wenn die Gräfinn auf Hauteroche war, so zählte Therese täglich die aufblühenden Blümchen. Wer aber auch ungebeten ein Sträußchen davon zum Geschenke bekam, der konnte viel auf ihre Freundschaft rechnen. Die Erstlinge dieses Jahrs hatten schon ihre geheime Bestimmung.

Adelheid wußte kein Wort von dieser geheimen Bestimmung; die lieblichen Bäumchen, die sich eben im Thau gebadet hatten, winkten so freundlich; Adelheid bückte sich, nahm alles weg, was ihr winkte, plünderte das ganze Plätzchen, und richtete sich eben wieder auf, um nach der nahen steinernen Bank zu gehen, und da das ganze schöne Sträußchen anzuordnen, als sie plötzlich langsam im Sande schreiten hörte. Sie blickte auf, und — mit tief

gesenktem Haupte, mit fest verschlungenen Armen schritt Aimar hinter einer Felsenecke hervor.

Er sah nicht um sich her; sie konnte ihn noch entgehen. Aber wenn er plötzlich aufsaß, so konnte er sie dennoch bemerken. Und dann glaubte er vielleicht, sie suchte ihn absichtlich zu vermeiden, und dann kränkte er sich. Uebrigem konnte man sich ja sehen lassen, denn der Morgenanzug war doch gar nicht nachlässig gewählt.

Man erreichte ungefehrt die Bank, man setzte sich geschwind, man besah eifrig die Blümchen, ohne sie zu sehn, und legte sie eifrig in Ordnung, ohne sie in Ordnung zu bringen. — Man hustete dann ein wenig, um doch ein Geräusch zu machen. Der Ritter stuzte, sah auf, erblickte das Fräulein, und kam herbey.

Man sagte sich einige Höflichkeiten: der Ritter nahm Platz neben dem Fräulein. Besiden war die Sprache ein wenig gehemmt, und beiden standen die Wangen in hellem Feuer. — Es wurde vom schönen Morgen gesprochen — dann von der entzückenden Aussicht, die man

hier hatte — und endlich von der Frische der Blümchen, die Adelheid in der Hand hielt. Der Ritter sagte, er hätte nie etwas so Liebliches gesehen, als dieses Sträußchen.

Sogleich theilte Adelheid die Blümchen, und gab ihm die größere Hälfte. Er nahm das Geschenk, drückte es an sein Herz, küßte es, und gab es zurück. Er verlangte schlechterdings die kleinere Hälfte. — Darüber entstand ein Streit, der endlich dahin gieng, daß die Blümchen alle in Adelheids Schoß geworfen wurden, damit sie vollkommen gleich getheilt würden.

Almar mußte doch genau Acht haben, daß alles ordentlich zuginge. Er kniete also an Adelheids Schoße nieder: und die Theilung nahm nun ihren Anfang. — Aber es entstand abermahls Uneinigheit. Almar war ein Zänker, und er wollte sogar die einzelnen Blüten der Stängel gezählt haben. Die armen Blümchen mußten sich gefallen lassen, daß sie von neuem auf Einen Haufen geworfen wurden. Die neue Theilung dauerte lange. Doch hatte Almar endlich nichts mehr einzuwenden, und man

Schritt zum Losen. — Adelheid steckte dann ihren Antheil an den Busen, und Aimar behielt den seinigen in der Hand.

Jetzt wurde er auf Einmahl tiefsinnig — er seufzete, er wollte sprechen, und konnte die Worte nicht finden. Er nahm seine Blümchen, drückte sie fest in Adelheids Hand, küßte die Hand, und blickte stumm und schmachkend auf nach den Blümchen an Adelheids Busen.

Sie blickte mit einer himmlischen Freundlichkeit auf ihn herab, nahm ihre Blümchen vom Busen, gab sie ihm, und steckte die seinigen an ihrer Statt an.

„Nun so vergeßst mein nicht, Aimar,“ — sagte sie, und eine Thräne perlte auf seine Hand herab.

Er küßte hurtig die Thräne auf, verbarg ihr Geschenk an seinem Herzen, legte sein Gesicht in ihren Schoß, und preßte ihre Hände fest an seine Wangen.

„Ihr wollt meiner also nicht vergessen?“ — fragte sie stammelnd.

„Ich Euer vergessen?“ — rüste er — „O, erschreckt nicht, stoßt mich nicht von Euch,

hast mich nicht — ich liebe Euch bis in den Tod.“

„Ach, Aimar!“ — sagte sie wie halb trunken, und verbarg ihre Augen hinter ihren Händen.

„Adelheid, hast Ihr mich nun? — stoßt Ihr mich von Euch?“

„Wollt Ihr standhaft seyn, Aimar?“

„Spottet eines Unglücklichen nicht — spottet Eurer selbst nicht!“

„Reicht mir Eure Hand, und — nehmt diesen Ring — und diesen Kuß!“

Sie zog einen Ring vom Finger, steckte ihn dem Glücklichen selbst an, und goß sich dann herab in seine Arme.

„Treu bis in den Tod!“ — sagte sie, und ihre langen goldnen Locken fielen über seine Schulter herab. Sie umfing seinen Nacken, er umfaßte ihre Hüften. — Mund lag auf Mund gepreßt, Busen stürmte an Busen, als — plötzlich in der Höhe über ihnen etwas einen lauten Schrey that, und mit schnellen Schritten davon eilte.

Adelheid riß sich erschrocken los, und ver-

schwand. Nimar sprang auf, und erstieg geradezu die Höhe. Es war eine weibliche Stimme gewesen; Nimar mußte wissen, wem die Stimme angehörte. Er sagte fröhlich: „Amen!“ als ihm der Gedanke einfiel, daß es wohl die Gräfinn selbst gewesen seyn könnte. — Er kam hinauf, er sah nichts, er hörte nichts, alles war still. Er durchstreifte alle Gänge, er fand niemanden.

Er kam endlich vor einem artigen Gartenhause vorbei, dessen Thür weit geöffnet war. Er blickte hinein in den Saal, und stand wie vom Donner gerührt.

Auf dem Ruhebette des Saals lag, mit dem Gesichte auf dem rechten Arme, im leichtesten, flüchtigsten Morgengewande, das fast keinen Umriß verbat, mit ganz entfesseltem Busen, ein Mädchen hingestreckt, das die Natur vermuthlich gebildet haben mochte, um einen Versuch zu machen, ob sie die Verschwendung mit dem Ebenmaße vermählen, und Würde aus der Ueppigkeit hervorrufen könnte. — Der überreiche Marmorbusen des dahinge-

funken Mädchens war im höchsten Sturme; und eben löste die linke Hand, aber wie im Traume, das letzte rosenfarbne Band, das ist, die letzte Fessel, mit welcher er noch kämpfte. Vor dem Ruhebette lagen frische Blumen am Boden zerstreut, und an der Strumpfbandschleife des herabschwebenden linken Fußes hatte sich ein Rosenzweig mit zwey jungen Knospen gefangen.

Eine der schönsten Bewohnerinnen der Burg Hauteroche hatte die verwichne Nacht schlaflos zugebracht. Mit der ersten Morgendämmerung, und noch lange vor Adelheid, war sie in der lieblichen Nachtkleidung, in welcher sie auf ihrem Bette gewacht und geweint hatte, in den Garten gegangen, um ihre Augen ein wenig zu stärken, und um in der Sorge für ihre Kinder, vielleicht ihre andern kleinen Sorgen zu ertränken. Ihr Vorsatz war gewesen, sogleich nach dem Aufgange der Sonne wieder zurückzugehen. — Ihre Kinder waren ihre Blumen. Die Mutter war sehr zärtlich, die Töchter waren sehr dankbar, und über dem Begießen, und Pflanzen, und Säen hatte die

Erster Theil. P

Mutter vergessen, daß die Sonne schon längst aufgegangen war. — Sie wollte nur noch eine kleine Colonie von Vergiftmetinnicht besuchen, und in Gesellschaft von einem kleinen Häufchen ihrer Lieblinge, die sich an ihrem Busen versammelt hatten, und unter welchen die beiden ersten Rosenknospen dieses Jahrs einem sehr geliebten Freunde bestimmt waren, betrat sie den verrätherischen Felsen, der ihr unten an seinem Fuße zwey Liebende zeigte, die in der ersten Umarmung versunken, und von der ganzen Schöpfung abwesend waren. — Sie hatte ohne sich umzusehn in die Burg zurückeilen wollen, aber in der Nähe des Gartenhauses hatten ihre Kräfte angefangen, ihr den Dienst zu versagen, und nur halb schwindelnd hatte sie noch das Ruhebett erreicht.

Almars Zunge war gefesselt, seine Füße waren an den Boden geheftet.

„Ach, heilige Jungfrau, ich habe ihn geliebt;“ — sagte das Mädchen endlich mit einem tiefen Seufzer — „bessere mich; ich habe es selbst nicht gewußt. — O, Adelsheid, du hättest aufrichtiger seyn sollen.“

Der Nahtme Uebelheid gab dem Ritter die Sprache wieder.

„Therese!“ — rufte er von weitem —
„liebe Therese!“

„Ach, verfolge mich nicht mehr, schöne Gestalt!“ — sagte sie, und schien das Gesicht noch fester auf den Arm zu drücken — „ich habe ja die ganze Nacht mit Dir gesprochen.“

„Therese! — liebes süßes Mädchen!“ — sagte er wieder, und trat einige Schritte näher.

„Nein, verführe mich nicht wieder,“ — antwortete sie unbewegt — „laß mich gesund werden. — Liebt Euch, seyd glücklich; ich will die Beschützerinn Eurer Liebe seyn, wenn es noch ist.“

„Engel in Mädchengestalt!“ — rufte Aymar, und stürzte vor sie hin ans Ruhebett.

„Liebe mich, wie die Engel lieben; ich liebe Dich eben so.“

„Ja wahrlich, wie die Engel lieben!“ — schrie er außer sich, und preßte seine brennenden Lippen auf ihren entblößten Arm.

Sie sah ein wenig auf, sie erblickte ihn,

und verbarg augenblicklich wieder das Gesicht.
— Sie sah noch einmahl auf, und blickte ihn
starr an.

„Ich bin es, Therese,“ — sagte er zärtlich — „ich bin Nimar selbst. Erhöht Euch; Ihr seyd von einem Schwindel befallen worden.“

Sie rieb sich die Augen — sie fühlte seinen Arm an — sie hohlte sehr tief Athem. Endlich fing sie an zu lächeln, und in das Lächeln ergossen sich Thränen. Etwas hinreißenders hatte Nimar noch nie gesehen.

„Wollt Ihr auf ewig unsre Freundin seyn?“ — fragte er im Tone der höchsten Entzückung.

„Wie die Engel im Himmel sich Freunde sind!“ — sagte sie freudig, und sogleich lag ihr Mund an Nimars Wange gepreßt, und Nimars Mund wiegte sich auf dem hochwallenden jungfräulichen Busen.

„Lebe wohl, Liebe!“ — sagte sie nach einem Weilschen wieder, und blickte ihn mit der schmachtesten Zärtlichkeit an — „sey willkommen, Freundschaft!“

Und jetzt preßten sich Lippen auf Lippen, zwey Herzen ergossen sich in einander, und der Bund ewiger Freundschaft war versiegelt. — — Aimar richtete sich auf.

„Und nun noch eine kleine Bitte, meine schöne Freundin!“ — fing er an.

„Bittet alles, was man bitten darf!“

„Ein schöner Gefangner liegt in Fesseln: schenkt mir zum Andenken den Gefangnen, und die Fesseln darzu.“

„Wosern ich über beides zu sprechen habe!“ — nickte sie lächelnd, und ward feuerroth, als sie plötzlich entdeckte, daß es hier auch Fesseln gab, die gar nichts gefangen hielten.

Therese fesselte eilig, während Aimar entfesselte. Als er fertig war, legte er den schönen Gefangnen sammt seiner niedlichen Fessel in Theresens Schoß. Sie nahm den Rosenzweig, drückte ihn einen Augenblick ans Herz, und übergab ihn dann Aimarn.

„Er war ohnedem niemanden als Euch bestimmt;“ — sagte sie, und schlug verschämt die Augen nieder — „und wenn das schlechte Band einen Werth für Euch hat, weil es von

einer Freundin kommt, so nehmt es mit Euch; ich will Euch nicht daran verhindern.“

Aimar verdeckte den Rosenzweig und das schöne Band neben seinen theuern Bergißmeinnicht, küßte stillschweigend Theresens beide Hände, und ging hinaus.

Der Ritter hatte an diesem schönen Morgen eine Geliebte gefunden, die werth war, des edelsten Mannes Freundin zu seyn, und er hatte eine Freundin gefunden, die werth war, des edelsten Mannes Geliebte zu seyn. So viel Glück auf Einmahl war kaum zu ertragen: er bedurfte der Erholung, und er eilte, um den Garten zu verlassen.

Kaum hatte er zwanzig Schritte gethan, als er vor Entsetzen zurückprallte. — Adelsheid lag leblos im Sande hingestreckt. Ihre Augen waren verschlossen, ihr Mund stand halb offen, ihre Lippen waren blau, ihre Wangen todtenbläß: ihr Busen hatte keine Bewegung.

„Hülfe! Hülfe!“ — schrie er — „Therese, um Gottes willen! Hülfe! Adelsheid stirbt! — Adelsheid ist todt!“

Therese kam athemlos herbey, aber sie errieth augenblicklich, was vorgefallen war.

„Nitter,“ — sagte sie ängstlich — „daran sind wir Beide schuld. — Helft mir sie aufrichten. Dort ist eine Rasenbank, und dort ist Schatten!“

Man richtete sie auf, man trug sie zur Rasenbank. Theresens Bemühungen, sie wieder zu sich zu bringen, wurden belohnt. Adelheid seufzete, sie fing an zu athmen, ihre Arme bekamen Bewegung.

Die Gräfinn war auf dem Wege in den Garten gewesen, als sie Ainars Rufen um Hülfe gehört hatte. Sie kam jetzt herbeygesprungen: sie schrie schon von weitem, was es denn gäbe. — Das Schreyen der Gräfinn erweckte Adelheiden vollends. Sie schlug die Augen auf, und sah verstört um sich her, wo sie sich befände. Aber kaum hatte sie Ainar und Theresen erblickt, als sie mit einem Schrey von ihnen zurückfuhr, und wieder die Augen schloß. — Ainar war nun überzeugt, daß Therese gewußt hatte, was sie sagte.

„Aber was ist denn das eigentlich?“ — fragte die Gräfinn — „ist denn hier etwas vorgefallen?“

Therese schwieg, und Aimar antwortete nicht.

„Doch ich bitte um Verzeihung,“ — fing die Gräfinn wieder an — „meine Frage ist vielleicht eine Unbescheidenheit gewesen. Auch ist es wohl fürs erste nöthig, daß wir uns um die Kranke bekümmern.“

„O, ich bitte Euch, gnädige Frau,“ — sagte Aimar ehrerbietig — „thut Euer Möglichstes. — Uebrigens möchte meine Gegenwart wohl hier Zwang auflegen.“

Er verbeugte sich, und eilte aus dem Garten. Therese sprach geschwind etwas von Adelsheids Kammerfrau, und entsprang gleichfalls. Die Gräfinn hielt dem Fräulein etwas zu riechen vor, und das Fräulein war nach einem Weilschen wieder vollkommen bey sich. Die Gräfinn forschte nach der Veranlassung des Zufalls, aber sie erfuhr nichts. Adelsheids Kammerfrau kam, und begleitete ihre Gebieterinn in die Burg. Die Gräfinn blieb im Garten,

stellte Betrachtungen an, begriff das und jenes nicht, und beschloß, sich Gewißheit zu verschaffen, es möchte kosten, was es wollte.

Adelheid hatte sich zu Bett gelegt, und wollte niemanden sehn. Selbst Therese, die beständig freyen Zutritt gehabt hatte, wurde an ihrer Thür abgewiesen, und schlich sich mit Thränen in den Augen in Amars Gemach. Man fiel sich weinend um den Hals. Der schöne Jüngling flehte unter tausend Küßen das reizende Mädchen, daß sie seine Schutzheilige bey seiner Geliebten seyn möchte, und das reizende Mädchen versprach dem schönen Jünglinge unter tausend Küßen, daß sie ihm seine Geliebte in seine Arme zurückführen wollte.

„Schreibt an sie;“ — sagte Therese endlich — „sie soll das Schreiben gewiß erhalten. Und das kann ich an mir selbst abnehmen; daß sie es erst lißt, ehe sie es zerreißt. — Aber schreibt kurz, schreibt so, daß es eindringt.“

Der Ritter versprach kurz zu schreiben, und Therese verließ ihn. Allein er war gegen die Abenddämmerung eben mit dem ersten Vo-

gen seines Schreibens fertig, als ein vertrauter Diener von der Gräfinn hereintrat, und ihm sagte, daß die gnädige Frau sehr wünschte, ihn sobald als möglich in dem violetten Gemache zu sehn.

Nimar bath nur um eine halbe Viertelstunde Frist. Nach einer halben Viertelstunde kam der Diener wieder, um ihn zu begleiten. Und Nimar trat in das violette Gemach.

Hier war schon völlige Nacht, aber vier hohe starke Kerzen machten einen sehr milden Tag. Die Thür wurde hinter dem Ritter verschlossen, und die rosenfarbne Fee, die auf etnem Ruhebette halb saß, und halb lag, reichte, ohne sich weiter zu bewegen, bloß freundlich eine Hand in die Höhe, um ihn einzuladen, sich neben sie zu setzen.

Der Ritter küßte mit einigem Erröthen die wartende Hand, die ihn sogleich fest hielt, und nahm bescheiden Platz neben der rosenfarbenen Fee.

„Wißt Ihr wohl, Ritter,“ — fing sie an — „daß Ihr diesen Abend ein Examen werdet ausstehen müssen?“

„Ein Examen, gnädige Frau?“ — sagte er erschrocken, und wollte seine Hand aus der ihrigen ziehen.

„Nein, nein! daraus wird nichts!“ — sagte sie — „oder ich nehme statt der Hand den ganzen Mann.“

Sie nahm wirklich sogleich den ganzen Mann: denn sie richtete sich auf, und schlang beide Arme um ihn.

„Das Examen wird ein wenig scharf werden,“ — fing sie wieder an — „aber desto größer wird das Vergnügen einer gewissen Dame seyn, wenn der Ritter besteht. — Und er besteht gewiß, denn es fehlt dem guten Kinde an weiter nichts, als daß man es examinirt.“

„O, wenn ich einer gewissen Dame mit allem Blute, das in meinen Adern fließt, ein Vergnügen machen könnte. . .“

„Das verdient einen Kuß — nein, das verdient drey Küsse!“

Die Fee zahlte wirklich sogleich aus, was der Ritter verdient hatte. Der Ritter sank ihr zu Füßen.

„O meine Freundin! meine Wohlthä-

terinn! meine Beschützerinn! soll ich Euch schlechterdings alles, alles zu danken haben? — Sollen die heißesten, innigsten Wünsche meiner Seele“

„Nein, nein, so leicht muß ers nicht haben. Er muß erst antworten. Was man zu wohlfeilen Kaufs bekommt, das schätzt man nicht.“

„O, ich will antworten! ich will antworten!“

„Nun wir wollens dem kleinen Verführer nicht gar zu sauer machen, das Examen soll bloß aus drey Gewissensfragen bestehn.“

„Bestehe es aus tausenden! nur hurtig! ich brenne vor Ungeduld.“

„Also erstlich, lieber Ritter, habt Ihr denn wirklich geglaubt, daß ich unter die grausamen Geschöpfe gehöre?“

„Nein, bey allen Heiligen nicht! Der Gedanke ist nie in meine Seele gekommen. Aber wie durst' ich mich unterstehen? wie durst' ich wagen“

„Und zweytens, habt Ihr denn nicht geglaubt, daß man Eure Liebe bemerkt hat? —

daß Eure Liebe aus Eurem Stillschweigen sprach,
und aus Eurem Niederblicken hervorloderte?“

„O, vergebt mir, ich habe bey Gott selbst
nicht gewußt, daß ich liebte. Denn ich liebte
zum ersten Mahle, und ich werde gewiß nie —
nie wieder lieben.“

„O, liebes Kind, steht auf, kommt in
meine Arme — fahrt fort so zu lieben, wie
Ihr jetzt liebt. Der schönste, süßeste Lohn
wird Euch nie entgehen. — Aber wißt Ihr
wohl — und das ist die dritte Frage — daß die
Furie Eifersucht schon in der Burg regiert?“

„Die Furie Eifersucht?“

„Und daß Ihr künftig ein wenig vorsich-
tig seyn müßt? — Ueberhaupt ist es Ritter-
pflicht, nie von den Gunstbezeugungen der Da-
men zu sprechen.“

„Für wen haltet Ihr mich, daß Ihr mir
das lehren wollt? — Aber Ihr spracht von
Eifersucht?“

„Ach, und die Sache ist sehr arg, aber
sie ist auch ein wenig lächerlich, denn die Da-

me, welche sich von der Eifersucht anstecken läßt, ist bereits von ihrem Vater an den Connetabel Amalrich versprochen.“

„Und welche Dame ist das?“

„Mein Gott! das liebe Fräulein Adelsheid.“

„Himmel und Hölle!“

„Was gibts?“

„Adelsheid an Amalrich versprochen?“

„Nun ja! — und was schadet denn das uns?“

„Uns? — Von welcher Dame habt Ihr denn mit mir gesprochen?“

Die Fee fiel in Ohnmacht: der Ritter schritt mächtig auf und ab. Da die Fee fürchtete, der Ritter möchte endlich an der verschloßenen Thür Unfug treiben, so kam sie dasmahl ohne alle Beyhülfe von der Ohnmacht zurück. Aber sie selbst war während der Ohnmacht zehn Jahr, und ihre Nasenspitze war zwanzig Jahr älter geworden: und die vier brennenden Wachskerzen hatten sich um zwey flammende Feuerfunken vermehrt.

„Ich bitte Euch auf meinen Knien, gnäde

dige Frau,“ — sagte Aimar, und fiel ihr zu Füßen — „sagt mir, woran ich bin, und warum Ihr Euern Spott mit mir treibt.“

„Herr Ritter,“ — sagte sie, aber ohne ihn anzusehn — „alles, was geschehn ist — das ist zu Eurem Besten geschehn. — Es war um Eurer eignen Sicherheit willen nöthig zu wissen, ob Ihr Amalrichs Nebenbuhler wärt. — Der Connetabel ist mein Freund — und ich gestehe Euch offenerzig, daß Ihr nach zweymahl vier und zwanzig Stunden auf der Burg Hauteroche — wenigstens in Gefahr seyn würdet. Es hängt ganz von Euch ab, welchen Gebrauch Ihr von diesem freundschaftlichen Winke machen wollt. — Unterdessen hoffe ich, daß der Graf von Forcalquier nie erfahren wird, was je zwischen uns gesprochen worden ist — und daß Ihr Eurer schnellen Abreise einen Bewegungsgrund geben werdet, der sich weder auf mich, noch — auf die Hoffnungen des Connetabels bezieht.“

„Ich gehorche, gnädige Frau,“ — sagte Aimar — „und übermorgen Mittags habe ich diese gastfreundliche Burg bereits verlassen. —

Ich werde den Schuß nie vergessen, mit dem Ihr mich beehrt habt — und zu meiner Abreise kann ich mit gutem Gewissen Bewegungsgründe angeben, bey denen weder Euer Nahme, noch Amalrichs Nahme genannt zu werden braucht.“

Die Gräfinn zog eine Klingel — Nimar küßte eine Hand, die beynah von Verzückungen litt — und der Diener brachte ihn zurück in sein Gemach.

Hier fand er Silvestern und Theresen, welche während seiner Abwesenheit einander leise ihre Bemerkungen über die geheime Sendung der Gräfinn mitgetheilt hatten. Therese verlangte sogleich seinen Brief an Adelsheid. Sie wollte ihn in den ihrigen einschließen, und beide noch diesen Abend durch die Kammerfrau übergeben lassen.

„Liebe Freundin,“ — sagte er, und drückte ihr zärtlich die Hand — „jetzt bin ich nicht im Stande ihr zu schreiben — nein, ich bin es schlechterdings nicht. — Schreibt allein an sie, schreibt ihr nichts, als die reine ungeschminkte Wahrheit — schreibt ihr, daß Nimar

ſie ewig lieben wird, daß er mit jedem auf Tod und Leben kämpfen wird, der ſie ihm wider ihren Willen entreißen will, daß Ihr die Schutzheilige unſrer Liebe ſeyn wollt, und — ja, das vergeßt ja nicht, ihr noch zu ſchreiben — daß ich übermorgen Häuteroche verlaſſen werde.“

„Was? Ihr? übermorgen?“

„Ja, liebe Thereſe, das iſt feſt beſchloſſen.“

„Und die Urſache?“

„Weil — weil ich es für nöthig finde, nunmehr die, geheimen Freunde meines Hauſes in, Caſtellane zu beſuchen.“

„Nein, Herr Ritter — ſagt es geradezu — weil Ihr eben von einer Furie zurückkommt, mit der Ihr nicht länger unter Einem Dache wohnen könnt.“

„Liebe Freundinn, mäſſigt Euch. Man hat mir große Wohlthaten erwieſen.“

„Ich ſchweige, Herr Ritter — aber ich gehe: denn nun werden die Augenblicke koſtbar.“

Sie ging, und Silveſter trat hervor,
Erſter Theil.

Q

und meinte, die Abreise käme doch wirklich sehr geschwind.

„Ja, lieber Silvester,“ — sagte Nimar — „es bleibt dabey, und übermorgen nehmen wir einstuweilen von einander Abschied.“

„Nein, Herr Ritter, so haben wir nicht gewettet.“

„Ich muß übermorgen reisen, Silvester; ich muß.“

„Ey, reist Ihr doch — und ich heiße es Euch, wenn es zu Euerm Besten ist.“

„Nun so müssen wir doch von einander Abschied nehmen.“

„Wird wohl nichts draus werden, Herr Ritter.“

„Aber warum?“

„Weil ich übermorgen gerade auch verreise.“

„Du auch? und wohin?“

„Wir haben Einen und ebendenselben Weg. Und kurz wo Ihr hin reist, da reise ich allemahl auch hin.“

„Silvester, Du rührst mich: aber...“

„Aber mich rührt nichts: bey mir ist keine Barmherzigkeit.“

„Und Deine Frau?“

„Mutter Marthe bleibt hier — mit der bin ich schon einig. Die Zeit wird der nicht lang werden, denn sie kann keinen Augenblick müßig gehn.“

„Und Deine Söhne?“

„Die sind versorgt. Denn die haben lernen ackern, graben, pflanzen, säen, dreschen, und Holz fällen.“

„Und Dein Gut?“

„Herr, die Gebäude haben sie mir weggebrennt, und die werde ich ihnen jetzt nicht wieder hinsetzen: und die Felder mögen ruhen, bis der Krieg aus ist.“

„Aber, Silvester, es ist unmöglich — ich bin arm, ich kann Dir keinen Sold geben.“

„Herr Ritter, seht mich einmahl an.“

„Nun?“

„Für wen haltet Ihr mich denn eigentlich?“

„Für einen redlichen Mann, und für meinen besten Freund.“

„Nun das war ein Wort, und dabey bleibt. Und also, wenn ich funfzig Jahre mit Euch in der Welt herum ziehe, und alles mit Euch theile, was ich habe: so kann ich Euch doch die Freude nicht vergelten, die Ihr mir gemacht habt, seit ich Euch habe auf dem Schlachtfelde Ach! sagen hören. — Und kurz und gut, wir reisen mit einander.“

Der Ritter wollte antworten, aber Silvester war schon zur Thür hinaus, und auf dem Wege zum Grafen. — Der Graf stuzte über Aimars schnellen Entschluß, Hauteroche so bald zu verlassen, lobte aber Silvestern, daß er ihm sogleich einen Wink davon gegeben hätte, und sagte ihm, er würde augenblicklich Gebrauch davon machen. Daß Silvester Aimarn begleiten wollte, gefiel dem Grafen außerordentlich, und der Graf versicherte ihn seines Schutzes für seine Frau und für seine Söhne.

Adelheid war gegen den Abend wirklich krank geworden: die Kammerfrau konnte Theresens Brief nicht abgeben. Adelheid lag in einer fieberhaften Hitze, und in einem fort-dauernden Träumen. Mutter Marthe, welche

die Nacht über bey ihr wachte, hörte dann und wann den Nahmen Aimar, auch die Worte Betrug und Verrätherey. Therese schwamm die ganze Nacht in Thränen, Aimar schloß kein Auge.

Am folgenden Morgen ließ sich Aimar bey dem Grafen melden. Der Graf empfing ihn auf das freundschaftlichste, bedauerte auf der einen Seite, daß er nicht länger das Vergnügen haben sollte, einen so lieben Freund bey sich zu bewirthen, und billigte auf der andern Seite den Entschluß des Ritters, sich in Castellane zu zeigen. Allein er bedang sich auch ausdrücklich, daß der Sohn seines alten Freundes sich künftig in jeder Verlegenheit sogleich an ihn wenden, und jetzt bey seiner Abreise eine kleine anständige Ausrüstung von ihm annehmen sollte.

Der Ritter war nicht lange in sein Gemach zurück, als Silvester, von zwey Dienern des Grafen begleitet, hereintrat, und diese Ausrüstung überbrachte. Es war eine blanke Rüstung, ein Schwert, eine Robe und ein Mantel, wie die Troubadours sie trugen,

und ein Geschenk an Golde, das der Graf in einem beyliegenden Handschreiben einen Vor- schuß nannte. Ueberdem kündigte Silvester dem Ritter noch an, daß für sie beide zwey schöne muthige Rosse bereit stünden, die in den Geschenken des Grafen mit einbegriffen wären.

Das Fräulein war heute ruhiger, als gestern. Allein sie sah beständig auf Einen Punkt vor sich hin, und schien immer tief zu dichten. Sie drückte der Mutter Marthe dann und wann die Hand, aber was sie etwa for- derte, das forderte sie mehr durch Winke, als durch Worte. Uebrigens war sie freundlich, und lächelte, oder gab sich wenigstens Mühe zu lächeln, wenn die Kammerfran oder Mutter Marthe ihr etwas reichten. Allein als Mut- ter Marthe unschuldiger Weise fragte, ob etwa Theresse auf ein halbes Stündchen zu ihr kom- men sollte, so schüttelte sie mit dem Kopfe, und wendete sich auf die andre Seite.

Die gute Frau sagte es dem armen Mäd- chen wieder, und weigerte sich schlechterdings, eine Zeile von ihr an das Fräulein abzugeben.

Therese war untröstlich, und floh zum Ritter, um sich bey ihm durch Thränen zu erleichtern. Nimar war völlig muthlos; er saß neben ihr, sah stumm ihren Thränen zu, und sagte kein Wort. — Silvester trat herein.

„Lieber Freund,“ — sagte Nimar sogleich — „ich muß ins Freye, es wird mir hier zu enge. Wir reisen morgen, wenn der Tag graut. Schicke Du alles zu; ich kann für nichts sorgen.“

„Verlaßt Euch auf mich, Herr Ritter. Wenn der Tag graut, sollen die Rosse gesattelt stehen.“

„Noch heute nehme ich Abschied von dem Grafen und von der Gräfinn. Frage sie, zu welcher Stunde es ihnen gefällig ist.“

Therese konnte es nicht länger aushalten: sie hielt sich an ihren Oheim an, und ging mit ihm hinaus. Nimar warf sich aufs Bett.

Gegen den Abend machte Nimar seinen Abschiedsbesuch: er fand den Grafen und die Gräfinn beysammen. Er küßte der Gräfinn, die sehr freundlich war, ehreverbietig die Hand, und dankte ihr für die Wohlthaten, die sie

ihm erzeigt hätte. Sie wünschte ihm sehr höflich viel Glück zu seiner Reise sowohl, als zu allen seinen künftigen Unternehmungen. Er wollte darauf auch dem Grafen danken, allein der Graf drückte ihn stillschweigend einige Mahl fest ans Herz — und Aimar verließ taumelnd das Gemach.

Das Fräulein hatte in den Nachmittagsstunden viel geweint. Sie war dann aufgestanden, und ein wenig herumgegangen: und des Abends fing sie an zu sprechen, aber nur von ganz gleichgültigen Dingen. Nachdem sie dann wieder eine Zeit lang still gewesen war, fragte sie plötzlich, wo denn Therese wäre.

Therese wurde gerufen, kam fast ohne Athem, warf sich vor dem Fräulein an dem Sessel nieder, und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Die Kammerfrau entfernte sich.

„Was machst Du, Therese?“ — fragte das Fräulein zärtlich.

„Ach, wir haben unaussprechlich zum Cuertwillen gelitten.“

„Nein, ich frage bloß nach Dir.“

„Ich habe nichts, als geweint.“

„Vergib mir, liebe Freundin. Ich habe mirs überlegt: ich habe mich an Dir versündigt.“

„Ach, Fräulein, darf ich sprechen?“

„Du liebst mich doch noch?“

„Bis in den Tod!“

„Nun so bin ich ruhig, und nun will ich schlafen. Denn ich bin sehr, sehr müde. Gute Nacht!“

Therese schluchzete: Adelheid schlug die Arme um sie, und suchte sie vom Boden aufzuheben.

„Nun, liebes Kind, so weine nur nicht mehr. Du hast mir ja vergeben. Gute Nacht für heute!“

„Ach, nur zwey Worte! — Er liebt Euch unaussprechlich.“

„Gute Nacht!“

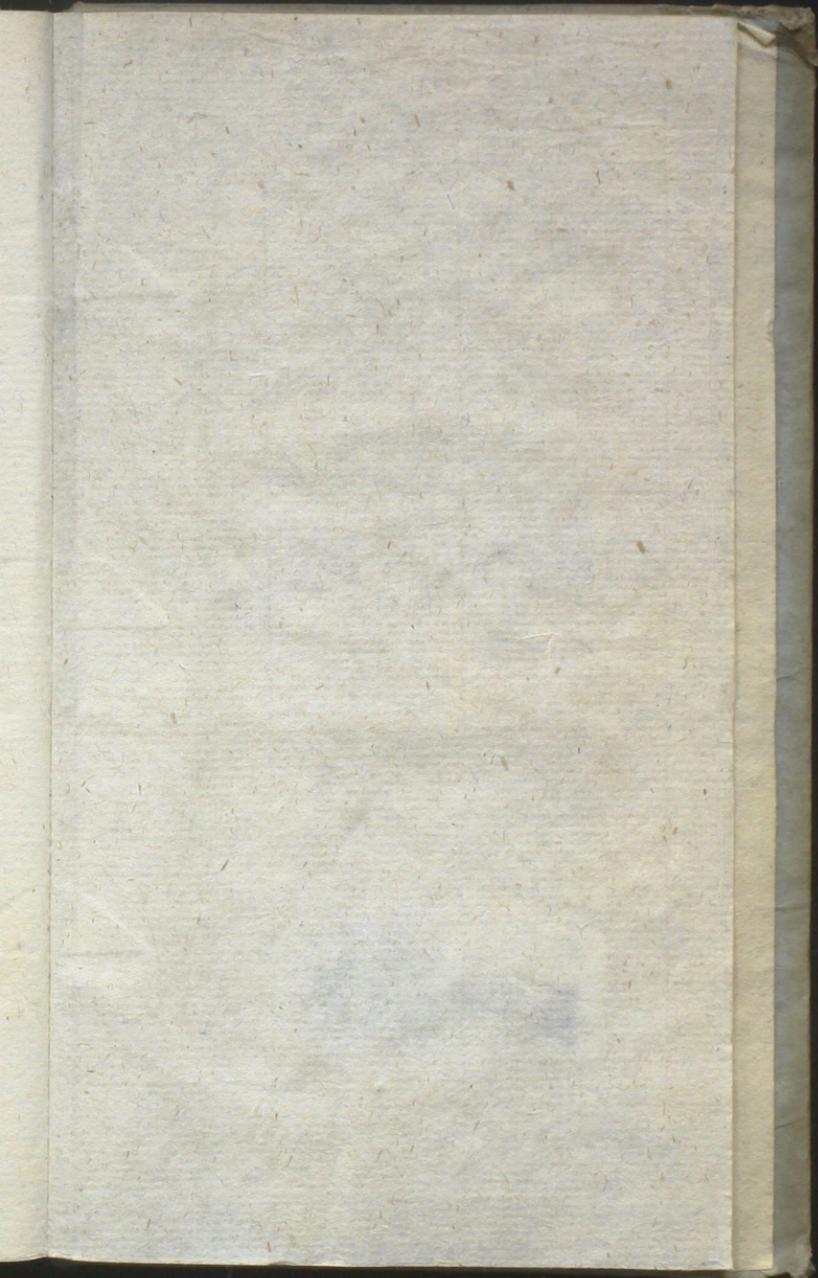
Therese konnte vor Weinen nicht mehr sprechen: sie ging betäubt aus dem Gemache hinaus. Das Fräulein durfte heute nicht unterrichtet werden: der Ritter mußte morgen früh abreisen. Therese selbst mochte nicht noch einmahl mit dem Ritter sprechen; denn es

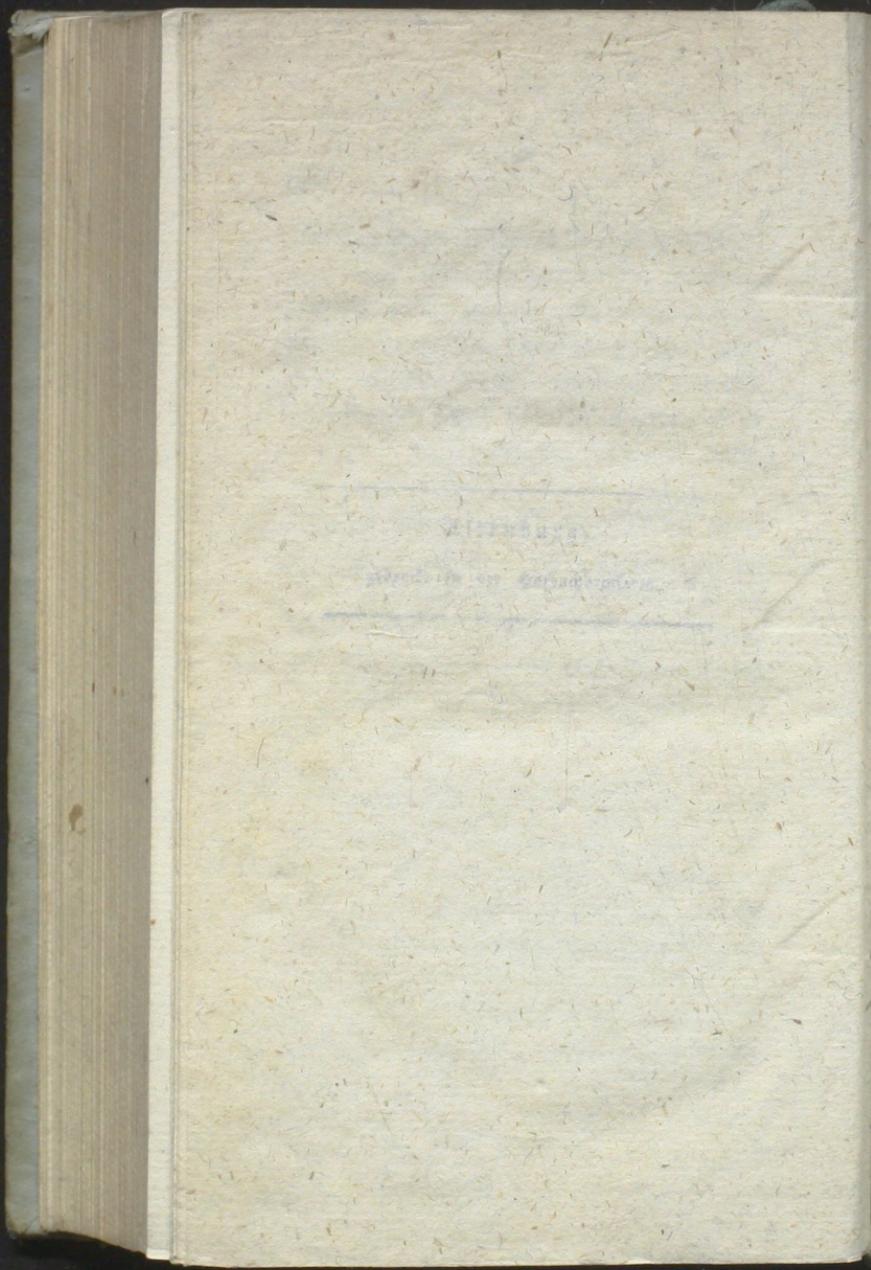
war ihr unmöglich von ihm Abschied zu nehmen. Sie schrieb ein Briefchen, das sie fast mit ihren Thränen wieder auslöschte, und übergab es ihrem Oheim. Der Ritter empfing es sogleich, und las:

„Liebster Freund, ich habe zwey Worte mit Adelheid gesprochen. Ich habe Hoffnung, morgen mehr mit ihr zu sprechen. Verhaltet Euch den ganzen Tag heimlich im Walde. Des Nachts gegen eilf Uhr schickt meinen Oheim an das geheime Pfortchen, das er kennt; ich werde ihn da erwarten. Lebt wohl, lebt wohl!

Therese.“

Und als der Tag graute, zogen Aimar und Silvester mit einander im Stillen von der Burg hinab, und verbargen sich den Tag über in den nahen dicken Wald.





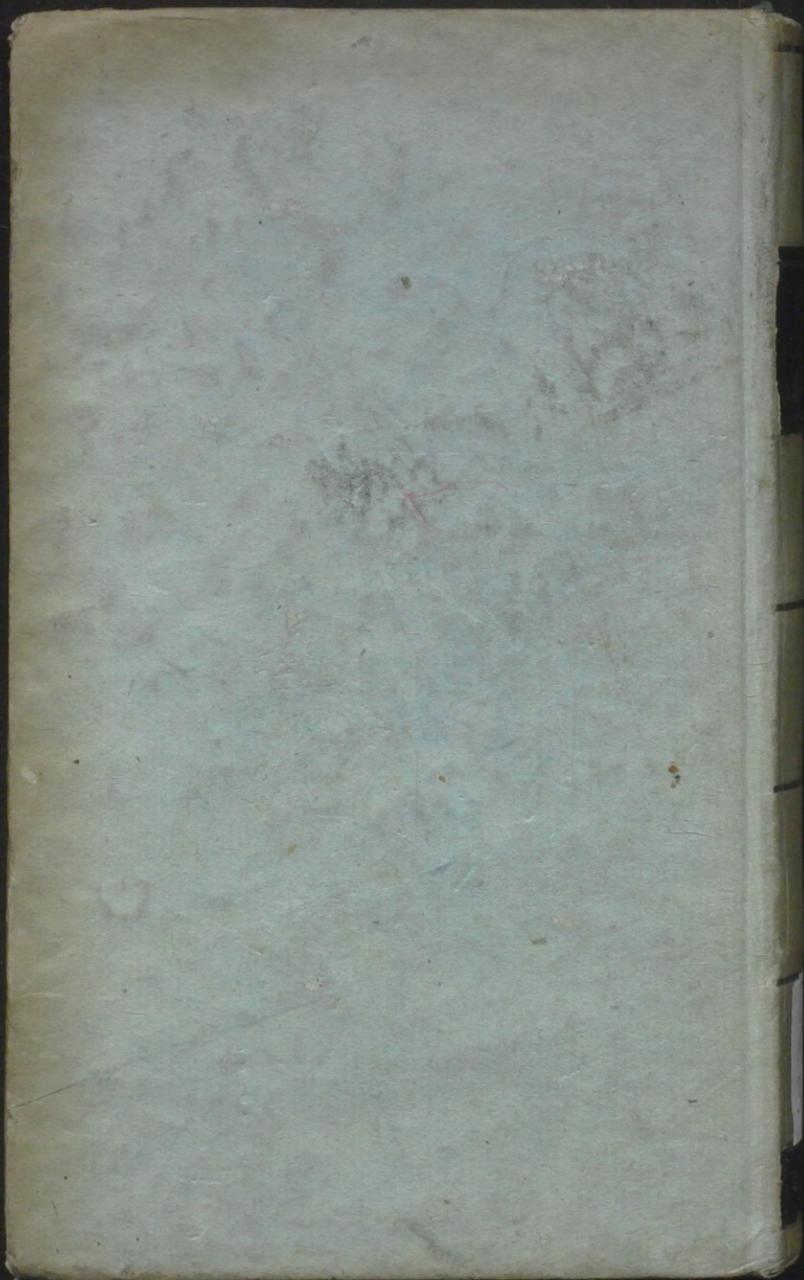
Goe 3106

ULB Halle 3
005 898 684



vDn8







1

Adelheid und Himar

von

Anton Ball.

Erster Theil.

Altenburg,
bey Carl Heinrich Richter.
1800.

